

Die Gleichheit

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen

Die „Gleichheit“ erscheint alle vierzehn Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich ohne Bestellgeld 35 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig. Jahres-Abonnement 2,60 Mark.

Stuttgart den 24. Januar 1906

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Frau Klara Zettin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtach-Strasse 12.

Inhalts-Verzeichnis.

Heraus mit dem Frauenwahlrecht! — Esther Riskind. Von H. H. — Ein Erfolg sozialdemokratischer Kritik im Kampfe gegen Arbeiterinnenelend. Von -er. — Die Konsumgenossenschaft als wirtschaftliches Erziehungsmittel. Von Simon Kayenhein. — An alle proletarischen Frauen und Mädchen Eisenbergs und Umgebung. Von Kurt Kretschmar. — Aus der Bewegung: Von der Agitation. Jahresbericht der Vertrauensperson der Genossinnen von Chemnitz. — Jahresbericht der Vertrauenspersonen der Genossinnen von Köln. — Der vierte sozialdemokratische Provinzial-Parteitag für die Provinz Posen. — Aufruf für die sozialistische Jugendkonferenz in Karlsruhe. — Politische Rundschau. Von G. L. Notizenteil: Frauenstimmrecht. — Vereinsrecht der Frauen. — Sozialistische Frauenbewegung im Ausland. — Dienstbotenfrage. — Dunitung. Feuilleton: Lebwohl! Ein Schlusskapitel von Wilhelm Holzamer. — Der Schrei der Plage. Von William Morris. (Gedicht). — Das soziale Gewissen. Von Robert Michels.

und Staatslebens trägt, das Recht entbehrt, wie er an der Gestaltung der öffentlichen Zustände und Einrichtungen mitzuarbeiten. Kein Recht ohne Pflicht, aber auch keine Pflicht ohne Recht, das ist's, was wir wollen.

Heraus mit dem Frauenwahlrecht! Unsere demokratische Überzeugung fordert, daß die breiten Massen Träger, Nutznießer, Schöpfer des öffentlichen Lebens seien. Sie kann sich nun und nimmermehr damit abfinden, daß in dem weiblichen Geschlecht die Hälfte der Gesellschaftsmitglieder des Rechts der vollen aktiven Betätigung in Staat und Gesellschaft beraubt ist. Alle Fähigkeiten, alle Kräfte müssen dem Allgemeinwohl dienstbar gemacht werden. Die Frau aber hat ihm obendrein ihre eigenen Werte zu geben, weil sie keine verschlechterte oder verkleinerte Kopie des Mannes ist, vielmehr so gut wie er Eigenart hat. Die Feinde der vollen bürgerlichen Gleichberechtigung der Geschlechter werden zu Räubern am Kulturwerk der Menschheit.

will die gegnerische Lücke zu einem Werkzeug der Prellerei der Ausgebeuteten erniedrigen. Dieses Wollen kann das Proletariat nicht schrecken, nur anfeuern, um so nachdrücklicher für das Frauenwahlrecht in die Schranken zu treten. Im Wettlauf um die Stimme der armen Frau muß die Sozialdemokratie zuletzt stets Sieger bleiben.

Wir kämpfen dafür, daß die Frau als Bürgerin den Platz erhalte, den ihr die geschichtliche Entwicklung vorbereitet hat. Wir wollen eine Ungerechtigkeit zertrümmern, die darum nicht heiliger ist, weil sie jahrhundertlang schweigend getragen wurde. Wir verlangen, daß dem Wohle der Allgemeinheit all die reichen Gaben und Kräfte nutzbar gemacht werden, die in der Frauenwelt schlummern. Wir erstreben, daß die Proletarierin gleich wehr- und waffentüchtig wie ihr Klassengenosse und gemeinsam mit ihm Sturm gegen die kapitalistische Ordnung und ihren Staat läuft. Die Sozialdemokratie ruft daher gegenwärtig alle Ausgebeuteten zum Kampfe für ein Wahlrecht, das Männerrecht wie Frauenrecht ist. Keine Proletarierin darf faul und feig diesen Ruf misachten. Eine jede gedenke des erhabenen Beispiels von Bürgertugend, von revolutionären Heldennutts, das in unserer Zeit die russischen Frauen geben, welche für die Freiheit leben und sterben. Mit klarem Blick, opferbereitem Sinn und trotzigem Willen müssen die proletarischen Frauen in Scharen dem Blachfeld zufließen, wo ihre Klasse zusammen mit anderen Forderungen auch die erhebt: Heraus mit dem Frauenwahlrecht!

Heraus mit dem Frauenwahlrecht!

Der revolutionäre Sturmwind, der in Rußland den Absolutismus vom Felde der Geschichte segt, beginnt in Deutschland an den politischen Zwingburgen der Geldsackparlamente zu rütteln. Der glorreiche Kampf des russischen Proletariats hat in den Massen die Empfindung verschärft für das lastende Unrecht ihrer politischen Achtung und Knechtung, hat in ihnen das Bewußtsein gekräftigt von ihrer Macht und dem Willen, sie zu gebrauchen. In Preußen, in Sachsen und Hamburg stellt sich das klassenbewußte Proletariat zum Kampfe für das volle Bürgerrecht der Ausgebeuteten und Unfreien. Dieser Kampf aber wird auch für das Frauenwahlrecht geführt. Getreu ihrem Programm und ihrem Wesen schickt die Sozialdemokratie sich an, die Resolution des Dresdener Parteitags und des Amsterdamer Internationalen Sozialistenkongresses zu verwirklichen. Sie ruft Mann und Frau zum Kampfe für ein Wahlrecht, das keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern kennt. Damit gibt sie dem Ringen nach der vollen politischen Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts die breiteste und festeste Grundlage, mobilisiert sie die größten Heerscharen für die Lösung: Heraus mit dem Frauenwahlrecht!

Heraus mit dem Frauenwahlrecht! Unsere geschichtliche Erkenntnis zeigt, daß die wirtschaftliche, die soziale Entwicklung den Wirkungskreis, die Stellung des Weibes in Familie und Gesellschaft gründlich umgewälzt hat. Hinter dem millionenköpfigen Heer der Berufsarbeiterinnen mit Hand und Hirn, die dem Manne gleich mitten im Sturmgebraus der wirtschaftlichen und sozialen Kämpfe unserer Tage leben und weben, verderben und sterben, stehen die Massen der Hausmütter, deren engumfriedetes, stilles Tätigkeitsfeld durch diese Kämpfe bedroht, erschüttert, verwüstet wird, weil es durch Tausende unerreißbarer Fäden mit Staat und Gesellschaft verknüpft ist. Das volle Bürgerrecht ist zur sozialen Lebensnotwendigkeit für die Frauen geworden, zur unentbehrlichen Waffe, ihr und ihrer Lieben Glück und Stern zu schützen oder — für Millionen! — erst zu erobern. Als schwerste soziale Schädigung wird die politische Rechtlosigkeit von immer größeren Frauenmassen empfunden, als Demütigung und Schmach brennt sie ihnen in der Seele, denn der Umwälzung der Tätigkeit und Stellung des weiblichen Geschlechts folgt eine Revolutionierung seines Denkens auf dem Fuße.

Heraus mit dem Frauenwahlrecht! Unser Gerechtigkeitsgefühl empört sich dagegen, daß das dem Manne gleichwertige und gleichverpflichtete Weib minderen Rechts sein soll als er, eine Unfreie und Unmündige im öffentlichen Leben. Die Feuerbrände der Fabriken und Werkstätten, in denen weibliche Arbeit frondet, werfen ihr helles Licht auf die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau vom Manne, von der Familie, auf die Bedeutung, die Unentbehrlichkeit ihrer beruflichen Leistungen für die Gesellschaft. Sie beleuchten den sozialen Wert des häuslichen Wirkens der Gattin und Mutter. Sie schärfen den Blick für das schreiende Unrecht, daß diejenige, welche die Bürger gebiert und erzieht, ausgeschlossen ist aus der Gemeinde der Bürger; daß diejenige, welche mit dem Manne zusammen die Lasten und Pflichten des Familien-



Esther Riskind.

Heraus mit dem Frauenwahlrecht! Der proletarische Befreiungskampf erheischt, daß alle Ausgebeuteten ohne Unterschied des Geschlechts seine Schlägen schlagen. Dies um so zwingender, je erbitterter und schärfer das Ringen zwischen Kapital und Arbeit wird, je gewaltigeren Umfang es annimmt, je riesigere Kräfte es aufmarschieren läßt. Eheren Fußes tritt der Klassenkampf auch in die abgelegene Fabrik, in die weltfernen Gesilde, und seine Folgen lassen sich im proletarischen Heim nieder. Immer mehr zieht er jede Arbeiterin, jede Arbeiterfrau in seinen Bannkreis. Er fordert vom Proletariat eine so allgemeine, unverbrüchliche Solidarität, er bringt ihm so hohe Opfer und Gefahren, daß er nur mit Erfolg geführt werden kann, wenn auch die Massen der Proletarierinnen — mögen sie als Berufstätige dem Kapital zinsen oder als häuslich Schaltende und Waltende seine Geißel spüren — bewußt, aufopfernd und kühn in den Reihen der Kämpfenden stehen. Das Wahlrecht sammelt und erzieht die proletarischen Frauen für den Klassenkampf, wie es die proletarischen Männer für ihn organisiert und geschult hat, es steigert ihre politische Bewegungsfreiheit und Macht, die Wucht ihrer Schläge gegen den Todfeind, die kapitalistische Ordnung. Schon beginnen die Gegner des Proletariats die Bedeutung des Frauenwahlrechts zu werten. Bis in das Zentrum hinein und vor allem im Zentrum findet es Befürworter, deren Zunge freilich nicht von der Achtung vor dem geschichtlichen Werden und vom Recht der Frau gelenkt wird, sondern vom Klasseninteresse der Ausbeutenden und Herrschenden. Was eine Waffe in dem Befreiungskampfe ist, den die Proletarierin für sich selbst und ihre Klasse kämpft, das

Esther Riskind

Mitglied des „Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbundes für Litauen, Polen und Rußland“, getötet im Alter von 25 Jahren in Bialystok während der Megelei am 12. August 1905.

Ein Lebensbild.

Mit Esther Riskind wurde ich im Jahre 1899 bekannt. Sie lebte damals in Bialystok, wohin sie mit dem festen Entschluß gekommen war, sich ganz der revolutionären Tätigkeit unter den jüdischen Proletariern zu widmen.

Das 19jährige Mädchen, welches ein lebhaftes, munteres Temperament und ein zartfühlendes Gemüt besaß, erfreute sich großer Sympathien. Sie war nicht bloß bei der revolutionären Jugend sehr beliebt, sondern auch bei der konservativen älteren Generation. Freundlich und liebevoll kam sie jedem entgegen, mit dem das Schicksal sie zusammenführte, und den Arbeitern war sie nicht nur Lehrerin und Ratgeberin in ihrem sozialen Ringen und Kämpfen, sondern auch die wärmste Freundin in ihrem persönlichen Leben. Ihr heißes Mitgefühl für alle Unterdrückten und Leidenden, ihre rührende Teilnahme für die Menschen entsprang nicht weidlicher, tränenfelliger Sentimentalität. Es war nur der Ausdruck einer tiefedlen und reichen Natur. Schon als zartes Kind empfand Esther leidenschaftliche Liebe für alle Mühseligen und Beladenen und tat den heiligen Schwur, ihr Leben ganz ihrem Volke zu widmen.

In einem kleinen Städtchen des jüdischen Anstaltungsgebiets von unbemittelten Eltern geboren, hatte sie aus eigenem Antrieb Russisch lesen und schreiben gelernt. Bereits im Alter von zehn Jahren fing sie an, ihre Gedanken in Reimen und Prosa aufs Papier zu bringen. Ich habe mit Staunen und Rührung diese Aufzeichnungen des Kindes gelesen. Sie hatten einen tiefen, ersten Inhalt. Wunderbar ergreifend und poetisch naiv hatte die kleine Esther die schlichte Schönheit der heimatischen Erde verherrlicht, tiefes Mitgefühl mit den Unglücklichen sprach aus jeder Zeile ihrer ungekünstelten Schilderungen.

Als Esther 15 Jahre alt war, beschloß sie, ein selbständiges Leben zu beginnen. Gegen den ausdrücklichen Willen ihrer Eltern, ohne jegliche materielle und moralische Unterstützung begab sie sich nach der Universität Charkow, wo sie ihr geringes Wissen zu vermehren hoffte. Das Leben dort war in der ersten Zeit äußerst schwer, mehr als einmal litt Esther Riskind Hunger und Kälte. Ihr Wissensdurst, ihr reger, scharfer Geist lenkte bald die Aufmerksamkeit der Universitätsjugend auf sie. Die Besten der Studenten und Studentinnen traten in nähere Beziehungen zu ihr und schätzten und achteten sie hoch. Vier Jahre verbrachte das junge Mädchen in Charkow und nützte die Zeit reichlich, um Kenntnisse zu sammeln und insbesondere mit den modernen politischen und gesellschaftlichen Strömungen bekannt zu werden.

Was sie von dort trieb, war der Drang nach einer Tätigkeit, die ganz ihrem Ideal gewidmet war und ihr dadurch

tiefinnerliche Befriedigung gewährte. In Charkow war das Feld zu eng, auf dem sie wirken konnte. Das Leben der literarischen Vereine, die Propaganda sozialistischer Ideen unter der studierenden Jugend: dies alles konnte sie nicht mehr befriedigen. Sie sehnte sich nach der revolutionären Arbeit unter der Arbeitermasse, und so begab sie sich nach der Fabrikstadt Bialystok. Esther Niskind kam dorthin voll Energie und fest entschlossen, die Arbeit sofort aufzunehmen. Wenig kümmerte sie das materielle Glend, welches sie auch hier erwartete. Leider zeigten sich bald die traurigen Folgen ihres Hungerlebens in Charkow: sie litt an heftigem Kopfschmerz, an Magenatarrh und Zerrüttung der Nerven. Die übermäßige Arbeit, welche ihre Kräfte weit überstieg, verschlimmerte ihren Zustand. Mit dem ganzen Feuereifer der Jugend, mit aller Leidenschaftlichkeit ihrer impulsiven Natur ging Esther an die Arbeit. Überall konnte man sie sehen: in einem Studienverein für Arbeiter und „Intelligente“, in einer Gruppe zur Erörterung theoretischer Fragen, in einem gewerkschaftlichen Fachverein, bei den großen Arbeiterversammlungen, bei revolutionären Festveranstaltungen, im Verein zur Unterstützung politischer Gefangener und Verbannter, im engen Kreise von Kameraden einer Organisation, beim ersten Studium eines Bandes von Marx oder Weltow (Pleschanow). Wo immer sie sich befand, sie brachte Freundlichkeit, Herzenswärme mit sich, überall ward sie freudig aufgenommen.

Neben der revolutionären Tätigkeit ging der harte Kampf ums Dasein. Esther mußte sich ihren Lebensunterhalt durch das Erteilen von Privatstunden erwerben. Der Groschenlohn, welchen ihr die Stunden einbrachten, hätte wahrscheinlich für ihre kargliche Lebenshaltung ausgereicht. Sie aber teilte ihn noch mit den Genossen und Genossinnen ihres Strebens. Sie war der Meinung, daß es unmenschlich sei, sich satt zu essen, wenn andere Leute immer hungern müssen. Und sie teilte ihr Scherlein stets mit einem gewissen Humor mit den Freunden. Mit Brot und Tee veranstaltete sie „Banketts“. In schlimmen Zeiten wanderte manchmal ihre ganze Monatsbeinnahme in die Kasse der Organisation. Unterhalb Jahre verbrachte Esther so in Bialystok. Die Arbeiter vergötterten sie geradezu, ihre Augen leuchteten vor Freude, wenn ihr Name genannt wurde. Sie hielten unsere Genossin für eine ganz eigene, ihnen besonders nahestehende und ihrem Kreise angehörende Persönlichkeit. „Es ist nicht möglich“ — hörte ich oft von ihnen — „daß sie eine „Intelligente“ ist; sie ist ganz gewiß eine ehemalige Arbeiterin.“

Meistmals habe ich bei großen Versammlungen und Festlichkeiten den eigentümlichen Zauber ihrer rednerischen Begabung bewundert. Die Versammelten folgten stets mit großer Spannung ihren schwungvollen Ausführungen, die von fester Leidenschaftlichkeit und einer hinreißenden Überzeugungskraft getragen wurden.

Die revolutionäre Jugend, die mit einer gewissen Scheu auf die älteren Träger der Organisation und ihre geheime Tätigkeit schaute, brachte Esther Niskind besondere Sympathie entgegen und trat gern in persönlichen Verkehr zu ihr. Wie selten jemand verstand sie es, auch bei der „unterirdischen“ Arbeit lebenswürdig und freundlich zu bleiben.

Als Esther Bialystok verließ, war sie bereits in allen internen Angelegenheiten der revolutionären Parteien erfahren, mit grenzenloser Hingebung hing sie der Organisation des Bundes an. Sie ging nach Lodz und war daselbst mit ungewöhnlichem Erfolg tätig. Ihrem Wirken ward jedoch nach kurzer Zeit ein Ziel gesetzt, sie wurde verhaftet und per Schub nach ihrem Heimatstädtchen geschickt. Bald darauf finden wir sie in Warschau, wo sie ein ganzes Jahr ununterbrochen mit seltener Energie tätig war und nach ihren eigenen Worten die schönste Zeit ihres Lebens verbrachte. Damals rekrutierten sich die Mitglieder der Warschauer Sektion des Bundes fast ausschließlich aus Arbeitern, Esther war manchmal die einzige „Intelligente“ unter ihnen, und ohne Mithilfe von irgendwelcher Seite mußte sie manche schwere Aufgabe lösen. Das Jahr ihres Aufenthaltes in Warschau lebte sie nicht, sie brannte förmlich. Geistig entwickelte sie sich während dieser Zeit ganz bedeutend. Sie hatte in jeder Hinsicht Glück: die Arbeit ging vortrefflich, die Arbeiter hingen ihr mit Begeisterung an, sie konnte ihre verschiedenartigen geistigen Bedürfnisse, ihre leidenschaftliche Liebe für Musik und Theater befriedigen. Esther fand außerdem in Warschau, wo sich das Kulturleben Polens konzentriert, gebildete bürgerliche Leute, die mit der revolutionären Bewegung sympathisierten und ihr so manchen Dienst erwiesen. Besonders in den Kreisen der jüdischen legalen Schriftsteller erwarb sich unsere Genossin viele Bekannte, von denen manche nicht ahnten, daß ihre fleißige und verständnisvolle Leserin eine feurige Revolutionärin war.

Aber die glücklichen Tage gingen mit einem Schlage zu Ende — Esther wurde verhaftet. ... Ein ganzes Jahr lang saß sie in Voruntersuchung. Das Gefängnis war ihrer ohnehin erschütterten Gesundheit sehr nachteilig. Infolge der Feuchtigkeit ihrer Zelle erkrankte sie ernstlich. Die Fürsorge, die ihr die auf freiem Fuße befindlichen Mitglieder der Organisation widmeten, milderte einigermaßen das Glend der Haft. Ihre zerrüttete Gesundheit veranlaßte, daß sie nach Sibirien verbannt wurde, noch ehe der Urteilspruch erfolgt war, was damals auf administrativem Wege vom Petersburger Polizeidepartement geschah. Esther blieb nicht lange in Sibirien, sie flüchtete und begab sich auf einige Zeit ins Ausland. Das Leben in den Gefängnissen, die Desertation und die Wanderungen durch Sibirien sind für sie nicht verloren gewesen; sie hat in der Einsamkeit viel gelernt und über so manche wichtige Frage gründlich nachgedacht. Ihre Weltanschauung hatte sich dadurch erheblich vertieft und erweitert. Vielen edlen und geistig bedeutenden Menschen war sie dort begegnet, viel gute Freunde hatte sie

dort erworben, und die eigenartigen Schönheiten der sibirischen Landschaft gaben ihrer schöpferischen Phantasie reiche Nahrung.

Esther Niskind kam nur auf eine kurze Zeit ins Ausland, um daselbst ihre gebrochene Gesundheit herzustellen und sich über das Partelleben wieder genau zu orientieren. War das geschehen, so wollte sie mit frischem Mute wieder zu ihrer revolutionären Tätigkeit zurückkehren. Die elf Monate, welche sie im Ausland verbrachte, fühlte sie sich nicht am richtigen Orte. Alle ihre Gefühle und Gedanken zogen sie nach Rußland zurück. Bei der ersten Nachricht von den Ereignissen des 22. Januar beschloß sie, nach der Heimat zu eilen. „Man muß hinüber“, hatte sie mir oftmals noch vor den Januartagen gesagt, „sonst könnten wir hier im Ausland die russische Revolution gänzlich verschlafen.“ Ihre Freunde rieten ihr, wenigstens noch einige Monate im Ausland zu bleiben und sich gründlich auszukurieren. Sie aber wollte nicht bleiben und war Anfang Februar schon in Wilna, wo ihr bald nach ihrer Ankunft ein Posten in der dortigen Lokalsektion des Bundes vom Zentralkomitee übertragen wurde. Bei der ungewöhnlich ausgebildeten Spiegelerwirtschaft, die in Wilna herrschte, hatte sie trotz ihrer großen Gewandtheit schon nach kurzer Zeit die Aufmerksamkeit der politischen Behörden auf sich gelenkt. Nur einem Zufall verbannte sie es, daß sie nicht in die Hände der Schergen fiel. Anfang Juni floh sie aus der Stadt und schätzte sich glücklich, daß die Organisation sie nach Bialystok beorderte, wo sie bereits so erfolgreich gewirkt hatte.

Aber nicht lange kämpfte sie dort in unseren Reihen. Die Regelei vom 12. August hat der jüdischen Arbeiterbewegung, hat dem revolutionären Kampfe in Rußland eine der besten Persönlichkeiten entzissen. Die Kunde von Esther Niskinds tragischem Ende hat Tausende Herzen erzittern gemacht. Wer unsere Genossin gekannt, wird sie niemals vergessen, und die Erinnerung an sie wird bei allen ihren unzähligen Freunden stets die edelsten Gefühle der Menschlichkeit, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit stärken, aber auch tödlichen Haß gegen den Despotismus, dem die Besten unseres Geschlechtes und vieler Geschlechter vor ihm zum Opfer gefallen sind. So wird sie über ihr frühes Grab hinaus für die Sache der Freiheit und ihren Sieg wirken.

H. H.

Ein Erfolg sozialdemokratischer Kritik im Kampfe gegen Arbeiterinnenelend.

Von der Stadt Braunschweig gehen bekanntlich jahrein jahraus viele tausend Zentner Gemüsekonserven, Spargel, Erbsen, Bohnen usw. in alle Welt. In verhältnismäßig kurzer Zeit ist eine blühende Industrie entstanden, die sich recht gut rentiert, die ihre Rente aber fast ausschließlich durch die unverschämteste Ausnutzung der circa 7000 Arbeiterinnen gewinnt, die in der Kampagne von den Konservenfabriken beschäftigt werden. Die „Gleichheit“ hat früher schon darüber berichtet. Die Konsumenten des schönen Braunschweiger Stangen-spargels ahnen nicht, wie viel zerrüttetes Familienleben, wie viel ruinierte Gesundheit von Proletarierfrauen die Zubereitung der Konserven gekostet hat.

Zwar ist durch die Reichsgewerbeordnung die Arbeitszeit für die Arbeiterinnen auf 11 Stunden täglich bemessen, allein die reichsgerichtliche Vorschrift ist im Duodezstaat Braunschweig für die Konservenindustrie völlig außer Kraft gesetzt. Die unteren Verwaltungsbehörden haben bisher den Fabrikanten im weitesten Maße die zulässige Überarbeitszeit bewilligt. Doch das genügt den Herren noch nicht. Sie praktizieren es als ihr „eigenes Recht“, ohne überhaupt eine Behörde zu fragen, die Arbeiterinnen ganz nach Belieben von morgens 5 bis nachts 11, 12 und 1 Uhr und auch den ganzen Sonntag zu beschäftigen. Eine große Zahl Arbeiterinnen war also gezwungen, täglich 18 bis 19 Stunden in stickiger, heißer, von Konjervendüften geschwängelter Luft angestrengt zu arbeiten. Lange traten die strupellosen Fabrikanten die elementarsten Pflichten der Menschlichkeit mit Füßen. 90 bis 105 stündige wöchentliche Arbeitszeiten für die Frauen waren etwas ganz Gewöhnliches. In ihrem Treiben waren die Herren so sicher und annähernd geworden, daß sie in ihrer Zeitung („Konserven-Zeitung“) es offen auszusprechen wagten, für die Arbeiterinnen der Konservenindustrie brauche es überhaupt keine Schutzbestimmungen zu geben, da diese Arbeit mit Fabrikarbeit nicht verglichen werden könne. Sie gestehen offen zu, daß bei ihnen häufig gesetzwidrige Arbeitszeitverlängerungen vorkommen.

Von einer Beaufsichtigung der Betriebe durch die Fabrikinspektoren — die übrigens an Zahl so gering sind, daß sie unmöglich die ihnen zugemutete Arbeit bewältigen können — ist absolut keine Rede. Die Polizei aber läßt die tagtäglich vor ihren Augen sich abspielende offensichtliche Gesetzesverletzung ohne weiteres zu, wenn ihr nicht direkte Anzeigen gegen die Fabrikanten zugehen, so daß sie gezwungen ist, einzugreifen. Die Staatsregierung weiß seit Jahren von diesen skandalösen Vorgängen in den Fabriken, ohne daß sie Veranlassung genommen hätte, eine schärfere Überwachung der Betriebe anzuordnen. Die Fabrikanten waren des höchsten Wohlwollens der Behörden so sicher, daß sie sich mit dem ausgesprochenen Gedanken trugen, an die Aufsichtsbehörden und die gesetzgebenden Körperschaften das Ersuchen zu richten, ihnen zu gestatten, den Betrieb mit Frauen während der Kampagne bis nachts 12 Uhr offen zu halten. Sie rechneten dabei bestimmt auf die Beihilfe der — Gewerbeinspektion, von welcher die „Konserven-Zeitung“ schlankweg behauptete, daß diese zweifellos die nachgesuchte Erlaubnis zur Arbeitszeitverlängerung erteilen würde.

Die in der Konservenindustrie beschäftigten Arbeiterinnen sind zu mindestens 90 Prozent verheiratete Frauen, die den schmalen Verdienst ihrer Ehemänner etwas zu ergänzen suchen. Wie teuer müssen diese armen Wesen den geringen Lohn bezahlen, der 13 und 14 Pf., selten 15 Pf. pro Stunde beträgt! Daß die lange Arbeitszeit das Familienleben auf Monate völlig aufhebt, daß die Gesundheit der armen Proletarierinnen gewaltsam untergraben wird, was kümmert das die Fabrikanten und die Behörden! Nur wenig organisiert, sind die Arbeiterinnen der Willkür ihrer Ausbeuter schutzlos preisgegeben. Wohl ist schon mehrfach der Versuch gemacht worden, die Frauen gut zu organisieren, allein das braunschweigische Vereinsgesetz, welches den Frauen die Teilnahme an den Versammlungen verbietet, in denen „öffentliche Angelegenheiten“ erörtert werden sollen, ist ein besonderes Zuviel für die Fabrikanten. Es gibt der Polizei so viele Handhaben zum Auflösen der Versammlungen, daß die Organisation der Frauen bisher nur geringe Fortschritte zu machen vermochte. Das Wort „Weltmarkt“, in einer Versammlung von Arbeiterinnen von der Referentin ausgesprochen, ward für die Polizei zur öffentlichen „Angelegenheit“ und zum Grunde, die Versammlung aufzulösen. Ebenso der Titel des Themas: „Die Lage der Textilarbeiter und wie ist dieselbe zu verbessern.“

Im letzten Sommer hat nun das Organ der Sozialdemokratie, der „Braunschweiger Volksfreund“, den Kampf gegen die ungesetzliche Handlungsweise der Konservenkonkuls mit aller Kraft aufgenommen, und das Gewerkschaftskartell gab seine Absicht kund, sich in einer Denkschrift beschwerdeführend an die Reichsregierung zu wenden. Die Zustände in den Fabriken wurden unter Nennung der Namen der profitgierigen Fabrikanten im „Volksfreund“ unter heftigen Angriffen auf die Behörden kritisch besprochen, und das hat geholfen.

Jetzt plötzlich ist das Staatsministerium aus seiner Ruhe aufgeschreckt worden. Es hat die betreffenden Nummern unseres Parteiblattes der Braunschweiger Handelskammer zugestellt und dabei folgendes Schreiben an dieselbe gerichtet:

„In den unter R. beigefügten drei Nummern des „Volksfreundes“ (176, 249, 253) sind lebhaftige Klagen darüber geführt worden, daß in diesem Jahre die Arbeiter und vor allem die Arbeiterinnen in den Konservenfabriken Monate hindurch in sehr erheblicher Weise über die zulässige Arbeitszeit hinaus beschäftigt worden sind. Die angestellten Ermittlungen haben ergeben, daß tatsächlich die bestehenden Vorschriften über die Arbeitszeiten für Arbeiterinnen in den Konservenfabriken von den Fabrikanten andauernd übertreten sind.“

Wir verkennen nicht, daß die Konservenfabrikanten infolge der unter Umständen außerordentlich gesteigerten Zufuhr von Rohmaterialien in eine schwierige Lage geraten können, und wir haben, wie der Handelskammer bekannt ist, in Anerkennung dieser Verhältnisse in den Jahren 1897 und 1903 die Wünsche der Handelskammer und des Vereins deutscher Konservenfabrikanten auf Verlängerung der Arbeitszeiten für weibliche Personen beim Reichsamt des Innern lebhaft befürwortet. (Diese fürsorgliche Regierung!) Da aber der Bundesrat eine Abänderung der bestehenden Vorschriften abgelehnt hat, sind wir verpflichtet (so so, bis dahin also nicht!), darüber zu wachen, daß die geltenden Bestimmungen beobachtet werden. Um die Wiederholung derartiger ungesetzlicher Zustände (!), wie sie in diesem Jahre in den Konservenfabriken geherrscht haben, zu verhüten, werden wir uns genötigt sehen, die Polizeidirektion und die Gewerbeaufsichtsbeamten besonders anzuweisen, künftig unnachlässig jede Übertretung der Vorschriften zur strafgerichtlichen Verfolgung zu bringen und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dahin zu wirken, daß die Arbeiterschutzvorschriften zur Durchführung gelangen.

Wir geben der Handelskammer anheim, die Konservenfabrikanten hiervon in geeigneter Weise in Kenntnis zu setzen und sie in ihrem eigenen Interesse zu veranlassen, rechtzeitig vor Beginn der nächsten Kampagne Maßnahmen technischer oder kaufmännischer Art zu treffen, durch welche eine ordnungsmäßige Fortführung ihres Betriebs innerhalb des gesetzlichen Rahmens gewährleistet wird.“

Es ist bezeichnend, daß das Staatsministerium erst jetzt auf die „volksfreundlichen“ Mahnungen hin, für ungesetzlich erklärt, was es so viele Jahre zum unermeßlichen Schaden der Arbeiterinnen stillschweigend geduldet hat. Erst die sozialdemokratische Kritik mußte einsehen, um im Herzogtum Braunschweig gesetzliche Zustände herbeizuführen. Das Schreiben des Staatsministeriums ist ein kulturhistorisches Dokument. Die Arbeiterinnen aber werden aufatmen, daß ihnen die Schrecknisse der 16 bis 19stündigen Arbeitszeit genommen werden, und sie werden einsehen, daß dies ein Erfolg ist der sozialdemokratischen „Heher“!

—er.

Die Konsumgenossenschaft als wirtschaftliches Erziehungsmittel.

Die Resolution des Parteitags zu Hannover, die den Wert der Konsumgenossenschaftlichen Organisation für die Arbeiterklasse anerkennt, bezeichnet sie neben ihrer Bedeutung für die Verbesserung der Lebenshaltung auch als „ein geeignetes Mittel zur Erziehung der Arbeiterklasse zur selbständigen Leitung ihrer Angelegenheiten“. Darin liegt sowohl die Anerkennung, daß die Arbeiterklasse eines solchen Erziehungsmittels noch nicht entzaten kann, als die andere des Wertes, der in dieser Hinsicht der Konsumgenossenschaft wie

jeder Organisation der Arbeiter zur Wahrung und Förderung ihrer Interessen innewohnt.

Welcher Art ist nun diese erziehlige Wirkung? Wie es einseitige Vertreter der nur-politischen Aktion und einseitige Kur-Gewerkschaftler gibt, so gibt es auch Personen, mehr unter den Theoretikern als bei den praktisch tätigen Genossenschaftlern, die die Bedeutung der Genossenschaft übertrieben, von ihr die „friedliche Lösung der sozialen Frage“ erwarten, eine besondere Genossenschaftsmoral entwickeln wollen und ähnlicher Übertreibungen mehr. Wer die soziale Entwicklung auf ihren verschiedenen Wegen verfolgt, wird vor all diesen Einseitigkeiten bewahrt bleiben, wird anerkennen, daß in den Zweigen des Wirtschaftslebens, in denen die Konsumenten entwickelten Unternehmern monopol gegenüberstehen, die Genossenschaftsbewegung wirklich nur als Palliativmittel gelten kann, die Befreiung des Volkes von diesem höchsten Ausbeutungssystem jedoch die Aufgabe der von der Arbeiterklasse eroberten Staatsmacht bleibt. Er wird auch nicht verkennen, daß die „Genossenschaftsmoral“ nichts anderes als ein Ausschnitt aus der Ethik des Solidaritätsgebanten ist, der seine vollendete und umfassende Ausprägung erst in der sozialistischen Gesellschaftsidee erhält. Bewahren wir uns so gegen Überschwenglichkeiten, mit denen der Sache nicht gedient ist, so gilt es dafür, um so schärfer die wirkliche Tragweite des Genossenschaftsgebanten, insbesondere in Rücksicht auf seine erziehlige Wirksamkeit, zu betonen.

Die ganze Kultur der Menschheit, ja schon ein guter Teil der tierischen Daseinsbedingungen beruht auf der Genossenschaftlichkeit: dem Zusammenschluß zur gemeinsamen Wahrung gemeinsamer Interessen. Diese Lebensgemeinschaft, die das ursprüngliche Leben aller Völker beherrscht, ist durch das Aufkommen des Privateigentums und die damit verbundene Klassenscheidung, durch Leibeigenschaft und Lohnverhältnis immer stärker beeinträchtigt, schließlich mit dem Aufkommen der kapitalistischen Ordnung planmäßig bekämpft und in vieler Hinsicht völlig ausgerottet worden. Erst in neuerer Zeit, wo das demokratische Empfinden der Massen zu neuer Lebenskraft erwacht ist, und die zersetzenden und niederdrückenden Wirkungen des schrankenlosen Kapitalismus besonders schwer empfunden wurden, hat hier eine Gegenbewegung, eine regenerierende und reorganisierende Tendenz sich geltend gemacht. Sucht man auf der einen Seite das Wesen der staatlichen Zwangsgewalt zu verändern, sie aus einem Mittel bloßer Klassenherrschaft und Volksbedrückung durch Arbeiterchutz, Arbeiterversicherungs-gesetzgebung usw. in ein Organ gemeinnütziger Fürsorge umzuwandeln, so entfaltet sich auf der anderen Seite urwüchsig und kraftvoll das Bestreben des unabhängigen genossenschaftlichen Zusammenschlusses zur Selbsthilfe. Auf dem Gebiet des Massenkonsums findet dieses Bestreben seine erfolgreiche Betätigung. Ist es so ein der Menschheit von Anfang an eingetragener Zug zur Solidarität der Interessen, der in der Genossenschaftsbildung wirksam wird und nach höherer Ausgestaltung der Idee strebt, so ist er auch in der Praxis geeignet, erziehllich auf die von ihm geleiteten Menschen zu wirken. Sicher ist es in der Hauptsache Eigennutz, der zur Organisation des Konsums in genossenschaftlicher Form führt — aber ein vollberechtigter Eigennutz, so berechtigt, wie jedes Streben der ausgebeuteten Massen nach Verminderung der Ausbeutung und Erhöhung ihrer kümmerlichen Lebenshaltung. Es gilt, die Spekulation auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung zu beseitigen, die Lebenshaltung der Massen zu befreien von dem Tribut, der als Zwischenhandelsprofit von ihr gefordert wird, die Vorteile des Groß-einkaufs und rationaler Organisation des Betriebs der Gesamtheit der organisierten Konsumenten zugänglich zu machen. Hier herrscht nicht mehr die Gegenseitigkeit, sondern die Solidarität der Interessen: es ist ein Stückchen Sozialismus, das wie eine Oase in der Wüste des Kapitalismus sich ausbreitet und mehr und mehr sein fruchtbares Feld erweitert.

Gewiß birgt auch das Genossenschaftswesen seine Gefahren für die Gesinnung der Mitglieder. Nicht selten macht sich ein gleriges Gaschen nach überschüssen, die sogenannte Dividendenjagd, breit, die zum kleinlichsten und oft gemeinsten Eigennutz ausartet. Und mitunter kommt es vor, daß Konsumvereine sich als Arbeitgeber schäbiger Art beweisen und durch unwürdige Lohn- und Arbeitsbedingungen die Überschüsse in die Höhe zu treiben suchen. Aber das ist in Wirklichkeit nicht die Wirkung der genossenschaftlichen Organisation, sondern der tief in dem modernen Menschen wurzelnden, durch das kapitalistische System großgezogenen eigenfichtigen und genossenschaftswidrigen Triebe, die sich um so stärker geltend machen, wenn die Not sie fördert, und die Höhe des Überschusses von mitentscheidender Wirkung auf die ganze Lebenshaltung ist. Nicht geschaffen, nur offenbar werden diese Triebe im Konsumverein, und darum bietet gerade er eine geeignete Stätte zu ihrer Einschränkung, zur Verdrängung des engherzigen und unzügigen Eigennutzes durch den wohlbedachten Selbsterhaltung- und Selbstförderungstrieb aller, der sich als Solidaritätsgefühl kundgibt.

Und auch der Eigennutz des einzelnen bedarf der Erziehung. So bedeutet die Pflicht zur Varsahlung eine oft lästige Beschränkung. Aber in der Folge erweist sie sich als ein höchst wertvolles Mittel nicht allein der soliden Grundlegung des Vereins, sondern auch der hauswirtschaftlichen Ordnung und der Einteilung der spärlichen Mittel der Arbeiterfamilie.

* Eine Fülle von Beispielen bietet das schöne Buch von Kropotkin: „Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung“ (Leipzig 1904), das jedem Sozialisten angelegentlich zu empfehlen ist.

Die Genossenschaft zieht Verwaltungstalente aus der Masse ans Tageslicht, von denen man mitunter vorher nichts gewußt hat. Sie führt zahlreiche, in Verwaltung und Kontrolle beschäftigte Mitglieder ein in die Praxis des Geschäftslebens, auf der die heutige Gesellschaftsordnung beruht, und erhöht so die Befähigung zur wirtschaftlichen Selbstverwaltung. Und sie schult die Arbeiterchaft in der schweren Aufgabe des Arbeitgeberers. Sehen wir nun zu, wie die Konsumgenossenschaft als Arbeitgeberin wirkt.

Simon Kagenstein.

Un alle proletarischen Frauen und Mädchen Eisenbergs und Umgegend.

In vielen Gegenden Deutschlands beginnt es in den Köpfen unserer Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen zu dämmern. Sie empfinden, daß auch sie nach einer Besserung ihrer Lebenslage, nach Recht und Freiheit streben müssen. Auch unter den proletarischen Frauen und Mädchen von Eisenberg und Umgegend ist diese Empfindung erwacht. Leider aber haben sich noch die wenigsten von der Empfindung zu der Erkenntnis durchgerungen, daß es nicht bloß heißen kann: wünschet, daß es vielmehr heißen muß: kämpfet! Die große Mehrheit der Arbeiterinnen unserer Gegend steht noch abseits von ihrer Gewerkschaft, ebenso wie die meisten Proletarierinnen noch nicht als Kämpferinnen für Recht und Freiheit um unser rotes Banner geschart sind.

Daher ergeht an sie alle der Mahnruf: Tretet ein in die Reihen eurer gewerkschaftlich und politisch kämpfenden Brüder, helft mit an dem großen Werke der Befreiung von den Ketten des Kapitals, die euch wie sie fesseln. Das will euer eigenes Interesse, und das ist eure heilige Pflicht! Ihr alle, die ihr dem Broterwerb nachgeht, schließt euch eurer Gewerkschaftsorganisation an, die für die Herabsetzung der Arbeitszeit und die Eringung höherer Löhne kämpft. Wie wichtig ist nicht ein kurzer Arbeitstag und ein hoher Lohn für eine menschenwürdige Existenz! Und wie traurig sieht es damit für euch aus! Von früh bis spät abends, ja oftmals bis in die Nacht hinein müht ihr euch im Dienste des Kapitals abradern, zum Schaden für eure Gesundheit, ja selbst unter Gefährdung des Lebens. Und das für einen wahren Hungerlohn. Es ist für eine Arbeiterin jederzeit ungemein schwer, mit einem derartigen Lohne durchzukommen. Wie aber nun erst, wo die nimmersatte Begehrlichkeit der Agrarier eine drückende Fleischnot heraufbeschworen hat, der mit dem Inkrafttreten des neuen Zolltarifs eine unerhörte Verteuerung der wichtigsten Lebensmittel folgen wird. Arbeiterinnen, noch öfter als jeht schon werdet ihr vor die Frage gestellt werden: Woher das Brot für morgen nehmen? Mögen aber die Lebensbedürfnisse noch so hoch im Preise stehen, das Unternehmertum, das euch ausbeutet, wird euch nicht einen Pfennig Lohn freiwillig zulegen. Darum schließt euch mit euren Berufsgenossen zusammen. Einigkeit macht stark. Die vielen wirtschaftlichen Kämpfe, die das deutsche Proletariat schon geführt hat, haben zur Genüge gezeigt, daß nur auf Erfolg gerechnet werden kann, wenn eine starke Organisation hinter den fordernden Arbeitern und Arbeiterinnen steht.

Aber, ihr proletarischen Frauen und Mädchen, mit dem gewerkschaftlichen Zusammenschluß allein ist es noch nicht getan. Auch politisch müht ihr euch aufklären und kämpfen. Das sollte euch schon das Beispiel der Freunde der Arbeiterklasse lehren, die auch eure Feinde sind. Brauchen die Besitzenden nicht ihre politische Macht, um die Verhältnisse in Gemeinde und Staat zu ihrem Vorteil und zum Schaden der Armen, der Ausgebeuteten zu gestalten? Ihr Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen müht das täglich zehnmal am eigenen Leibe und im Leben eurer Familie spüren. Da ist der Fluch des Zollwuchers, der Steuerpreise, die drückende Last der Steuern, die unzulängliche Volksschulbildung, das lärgliche Recht des arbeitenden Volkes, eure eigene politische Rechtslosigkeit; da ist die ganze Bürde von Leid und Unrecht, die das öffentliche Leben auf eure Schultern und die der Eurigen legt. Darum, ihr proletarischen Frauen und Mädchen, erkennet eure Pflicht, euch um die politischen Dinge zu kümmern. Auch sie sind eure eigenen Angelegenheiten. Stellt euch in Reih und Glied der einzigen politischen Partei, welche mit den Interessen der ausgebeuteten und gedrückten Massen auch eure Interessen vertritt. Das ist die Sozialdemokratie, welche für die Freiheit, das Recht aller deren kämpft, was Menschenantlig trägt. Proletarierinnen Eisenbergs, ohne Unterschied, ob ihr in der Fabrik frondet oder daheim unter Sorgen euch plagt, sammelt euch im sozialistischen Lager. Hört auf den Ruf eurer Schwestern, die in der proletarischen Frauenbewegung vereinigt, euch dem großen Kampfe für die Befreiung der Menschheit zuführen wollen. Tut euch mit ihnen zusammen zur Arbeit, zum Kampfe. Benutzt jede Gelegenheit, um euch über die Ideale der Sozialdemokratie aufzuklären, um euch zu Mitstreiterinnen für die gute und große Sache des Proletariats heranzubilden. Lernet durch das gesprochene Wort in den Versammlungen und durch das Lesen und Studieren der sozialdemokratischen Literatur. Die Sozialdemokratie hat euch ein Organ gegeben, das eurer Aufklärung und Schulung dient, das jederzeit eure Interessen vertritt, nie irgend einem Geschäftchen zuliebe sie und ihren Standpunkt preisgibt. Das ist die „Gleichheit“, das Organ der sozialdemokratischen Frauen und Mädchen Deutschlands. Sie kämpft stets für die Rechte der Proletarierinnen, und wir können sie den Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen Eisenbergs nur als Mittel der Aufklärung und als geistiges Band empfehlen. Gestellungen auf die „Gleichheit“ nimmt jederzeit die Vertrauensperson der Genossinnen gegen: Frau Nina Kreischmar. Trebe Nr. 11.

Zum Schlusse erinnern wir die Genossen unserer Gegend an ihre Pflicht, die proletarische Frauenbewegung nach Kräften mitzuführen. Sie können viel dazu beitragen, den Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen die Wege zur Erkenntnis zu ebnen und ihren Mut in dem schweren Kampfe gegen den Kapitalismus zu stärken. Gleichgültigkeit, Vorurteil oder gar Gegnerschaft dagegen, daß die Frauen als gleichberechtigt gewerkschaftlich und politisch mitarbeiten und mitkämpfen, schädigt den Kampf der Arbeiterklasse für Brot und Recht. Darum, Genossen, unterstützt unermülich die proletarische Frauenbewegung, die Sache, die ja auch eure Sache ist, weil sie dem Interesse der gesamten Arbeiterklasse dient. Wenn die Frauen und Männer des Proletariats vereint marschieren und schlagen, wenn sie den Unternehmern und ihrem Staat in geschlossenen Reihen gegenüberstehen, dann können auf die Dauer Siege nicht ausbleiben. Kurt Kreischmar.

Aus der Bewegung.

Von der Agitation. Im Auftrag des linksrheinischen Gaus des Textilarbeiterverband unternahm Unterzeichnete daselbst eine Agitationstour, die vom 26. November bis 16. Dezember dauerte. Sie behandelte das Thema: „Lebensmittelpreise und Textilarbeiterlöhne.“ Versammlungen fanden statt in Krefeld, Biersen, Aachen, Gemren, Lobberich, Odenkirchen, St. Lönis, Feistenbed, Neuß, Rheyd, Dären, Dülken, Köln, Erir und Gutzkirchen. In Grevenbroich, wo ich ebenfalls referieren sollte, wurde uns das Lokal in letzter Stunde entzogen, so daß ich zu feiern gezwungen war. Welchen Wirwar der bekannte § 5 des preußischen Vereinsgesetzes in der Auffassung mancher Behörden anrichtet, davon konnte ich mich in Lobberich wieder einmal überzeugen. Die „Gleichheit“ hat über den staatsbreiterischen Eifer des Ortsgewaltigen, welcher aus zwei Versammlungen die „Frauenspersonen“ absolut ausgewiesen haben wollte, bereits berichtet. In M.-Gladbach und Rheyd fanden je zwei Versammlungen statt, die äußerst stark besucht waren. In Odenkirchen kam es zum Redetournee zwischen dem Gauleiter des Textilarbeiterverbandes und einem Jögling der M.-Glabbacher Jesuitenschule. Was letzterer an Lügen und Gemeinheiten über die Führer der modernen Arbeiterbewegung aufzählte, das geht auf keine Kuhhaut. Viele neue Mitglieder wurden durch die entfaltete Agitation für den Textilarbeiterverband gewonnen, und auch unsere Frauenbewegung kam bei derselben nicht zu kurz. Als Erfolg für sie ist zu verzeichnen die Auffstellung von sechs neuen Vertrauenspersonen, die in Zukunft in dieser schwarzen Gegend gemeinsam mit dem Manne für die moderne Arbeiterbewegung kämpfen wollen, ferner die Erweiterung des Leserkreises der „Gleichheit“. Hoffentlich wird durch die gemeinsame Arbeit der Genossinnen und Genossen endlich das Schwarz, das in jener Gegend so vielfach noch den Geist der werktätigen Bevölkerung verdüstert, dem Rot weichen, das leuchtend das Rahen einer neuen Zeit kündigt. Im Anschluß an die Agitation in Rheinland fanden drei Versammlungen in Bielefeld statt, je eine für die damals ausständigen Wäscharbeiterinnen und die Textilarbeiter sowie eine Frauenversammlung, welche die Proletarierinnen der Partei zuführen, dem Sozialismus gewinnen sollte.

W. Kähler. Um das Verständnis der Frauen für den Kampf der Arbeiterklasse zu wecken, fanden in Sachsen im Dezember 1905 eine Reihe von Volksversammlungen statt, die teils von der Partei, teils von Gewerkschaften veranstaltet worden waren, und in denen die Unterzeichnete referierte. Genosse Schöpflin hatte für den 14. sächsischen Wahlkreis in Colditz, Kohnsdorf und Borna Versammlungen vorbereitet, in denen das Thema behandelt wurde: „Unsere Waffen im Befreiungskampf.“ In den beiden letzten Orten waren die Stile überfüllt. In Kohnsdorf, wo zum erstenmal eine Frau sprach, war es möglich, eine Zahlstelle des sozialdemokratischen Vereins zu gründen. In Colditz und Borna gewannen die sozialdemokratischen Vereine Mitglieder, überall fand unsere Zeitung Abonnenten. Der Tabakarbeiterverband hatte eine Versammlung in Frankenberg einberufen, welche sich mit der „Tabaksteuer und ihren Folgen“ beschäftigte. Es sprachen Genosse Macorurov-Frankenberg und die Unterzeichnete. 900 bis 1000 Personen waren erschienen, ein Versammlungsbesuch, den Frankenberg noch nicht gesehen hatte. Zwei Drittel der Anwesenden waren Frauen und Mädchen, die in der Tabakindustrie fronden. Es zeigte sich, daß die Tabakarbeiterinnen anfangen zu begreifen, daß sie in die Reihen ihrer kämpfenden Kollegen gehören. Auch einige Fabrikanten hatten sich eingefunden. Einstimmig gelangte eine sehr scharfe Protestresolution gegen das geplante Steuerattentat zur Annahme. Von Frankenberg ging es nach Ronneburg, wo der sozialdemokratische Verein eine Versammlung mit der Tagesordnung veranstaltet hatte: 1. Die Arbeiterin als Hausfrau und Lohnsklavine. 2. Welches Interesse haben die Textilarbeiter und -arbeiterinnen an der Kampfweise der Unternehmer? Das Versammlungslokal war von Menschen überfüllt, die mit größter Spannung dem Referat lauschten. Kein Wunder das: Ronneburg ist eine Hochburg der kapitalistischen Ausbeutung, das zeigt ein vergleichender Blick auf den Lohnarif. Nirgends werden schlechtere Löhne gezahlt als in Ronneburg. Es wurde denn auch in betreff der Textilarbeiterverhältnisse und -forderungen eine Resolution angenommen, die sich die Ausbeuter nicht an den Hut stecken werden, und die beweist, daß die Arbeiter von Ronneburg nicht schlafen. Im Auftrag der Zahlstelle des Textilarbeiterverbandes Reichenberg-Nabenstein behandelte ich dort in einer öffentlichen Versammlung das Thema: „Zweck und Nutzen der gewerkschaftlichen Or-

ganisation". Auch in diesem Orte sprach zum erstenmal eine Frau, die Versammlung war prächtig besucht und nahm den besten Verlauf. Trotz ihres rein gewerkschaftlichen Charakters war sie sehr stark überwacht. Gleich zu Anfang kam es im Hinblick auf das Verbleiben oder die Ausweisung der Minderjährigen zu einer Auseinandersetzung zwischen dem Vorsitzenden und dem Überwachenden, ob das Thema auf das politische Gebiet übergreife. Ich versicherte, daß meine Ausführungen gewerkschaftlicher Natur seien. Während des Referats setzte sich hinter meinem Rücken der Streit zwischen Überwachungs- und Vorsitzenden fort. Das war störend, schädete aber der Versammlung nichts. In Dresden-Pieschen fand für den Fabrikarbeiterverband eine Versammlung statt, die gut besucht war. Es galt, die Arbeiter und Arbeiterinnen einer großen Steingutfabrik für die Organisation zu gewinnen. Der Verband der Bergarbeiter hatte eine Volksversammlung in Braunsdorf einberufen, wo zum erstenmal eine Frau referierte. Braunsdorf liegt in der Domäne des sächsischen Landtagsabgeordneten Andra, unweit seines Herrschaftssitzes, daher war die Überwachung so echt sächsisch besonders stark. „Zweck und Nutzen der gewerkschaftlichen Organisation und welches Interesse haben die Frauen daran,“ lautete die Tagesordnung. Besonders den Frauen sollte der Wert der Organisation für den Mann selbst als Arbeiter wie für seine Familie klar gemacht werden, damit auch sie begreifen, warum ihre Gatten und Brüder sich organisieren und auf den Kampfplatz der Arbeiterbewegung treten. Begeisterte Zustimmung fand eine Resolution, welche die Arbeiter auffordert, unermüdet für die Organisation zu arbeiten. Mögen die in allen Versammlungen gewonnenen Streiter und Streiterinnen im Kampfe treu aushalten. Unsere Zeit ist nicht dazu angetan, daß die Proletarier sich schlafen legen. Sie fordert sie heraus, zu kämpfen. Marie Wadwih.

In Remscheid ist kürzlich durch eine äußerst erfolgreiche Frauenversammlung der Anfang zu einer proletarischen Frauenbewegung gemacht worden. Genosse Vermuth hielt ein Referat über: „Die Stellung der Frau in der Vergangenheit und Gegenwart“ und erteilte damit vielen Beifall. Er schloß mit der Aufforderung an die Frauen und Mädchen, sich als gleichberechtigt den Männern gegenüber zu fühlen und Schulter an Schulter mit ihnen zu kämpfen für eine bessere und glücklichere Zukunft. Zur Frage der Frauenorganisation, dem zweiten Punkte der Tagesordnung, referierte Genossin Caspers-Solingen. Sie entwarf ein Bild der unhaltbaren Zustände unserer Zeit, die es erforderten, daß das gesamte Proletariat ohne Unterschied des Geschlechtes den Kampf gegen den gemeinsamen Feind aufnehme. Es sei daher eine Notwendigkeit, daß auch den Frauen die genügende Aufklärung zuteil würde. Wenn diese Erkenntnis sich erst einmal mehr Raum geschafft habe, dann würde die Frau dem Manne im wirtschaftlichen und politischen Kampfe nicht mehr hindernd in den Weg treten, sondern ihm eine wertvolle Mitstreiterin sein. Mit warmen Worten legt es die Referentin den Frauen an das Herz, die Seelen der Kinder für den Sozialismus empfänglich zu machen, damit das Ende der Knechtschaft schneller nahe, und sich durch das Lesen der „Gleichheit“ und der Arbeiterpresse zu bilden. Das preussische Vereins- und Versammlungsrecht verbiete es den Frauen, einem politischen Verein der Männer beizutreten oder eine eigene politische Organisation zu gründen. Dagegen könnten sie sich in einem Bildungsverein zusammenschließen. Ein festes geistiges Band werde auch um Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen geschlossen, wenn sie sich dem Leserkreis der „Gleichheit“ anschließen. Die Versammlung stimmte dem bei, und man setzte sofort zur Sammlung von Abonnenten Listen in Umlauf, in welche sich fast sämtliche Versammlungsteilnehmerinnen einzeichneten. Der Vorsitzende, Genosse Schirwinck, schloß darauf die Versammlung mit der Mahnung an die Frauen und Mädchen, künftig bei allen öffentlichen Angelegenheiten ihren Einfluß geltend zu machen. Diese Versammlung, die einen so glänzenden Verlauf nahm, hat viel dazu beigetragen, in Remscheid die Vorurteile gegen die Betätigung der Frauen im öffentlichen Leben zu zerstören. Sie hat die wachsende Erkenntnis der Proletarierinnen gezeigt, daß sie in einer so bewegten Zeit, wie die unsrige, nicht teilnahmslos der Entwicklung der Dinge zusehen dürfen, daß es vielmehr ihre Pflicht ist, sich kämpfend ihren Massengenossen anzuschließen. Mögen die neugewonnenen Streiterinnen eifrige und treue Genossinnen werden und dafür sorgen, daß die Frauenbewegung immer mehr Anhängerinnen findet und die „Gleichheit“, die jetzt schon 75 Leserinnen in Remscheid hat, in keiner Arbeiterfamilie fehlt. Martha Stcher.

Jahresbericht der Vertrauensperson der Genossinnen von Chemnitz. Auf das letzte Jahr können die Chemnitzer Genossinnen mit Befriedigung zurückblicken. Ihre jahrelange zähe, stille Kleinarbeit, um die Proletarierinnen zum Bewußtsein ihrer Interessen zu erwecken, sie zum Kampfe für ihre volle soziale Gleichberechtigung zu rufen, hat Früchte getragen. Der Stamm der tätigen Genossinnen hat sich fester zusammengeschlossen, an Schulung gewonnen und eine rührige Wirksamkeit entfaltet, um in weitere Kreise der ausgebeuteten Frauenwelt die Erkenntnis von der Notwendigkeit des gewerkschaftlichen und politischen Kampfes zu tragen. Der Erfolg ihres Bemühens ist nicht ausgeblieben. Die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterinnen ist gestiegen, insbesondere der Textilarbeiterverband hat an weiblichen Mitgliedern zugenommen. Anfang 1905 hatte der sozialdemokratische Verein 60 weibliche Mitglieder, heute umfaßt er deren 400. Die Genossinnen haben der „Gleichheit“, die sie selbst verbreiten, 350 Abonnenten zugeführt. Sie feierten 400 Exemplare der Broschüre „Zur Schulfrage“ von Genossin Jettin um und verteilten 100 Exemplare des

„Warnungsruß“. Die mündliche Kleinagitation von Person zu Person wurde von ihnen fleißig betrieben. Große öffentliche Frauenversammlungen fanden vier statt, in denen die Genossinnen Kähler, Fiey und Baader durch treffliche Referate unsere Bewegung förderten. Zum Parteitag in Jena entsandten die Genossinnen eine Delegierte, Genossin Wagner, die von dort reiche Anregung heimgebracht hat. Es war ihnen möglich, durch freiwillige Beiträge 277,27 Mk. an den allgemeinen Agitationsfonds der Genossinnen in Berlin abzuführen. Wer das Leben der proletarischen Frauen kennt, vermag auch zu beurteilen, welche Summe von Mühe und Arbeit, von Überzeugungstreue und Opferwilligkeit in den Leistungen der Genossinnen steckt. Wenn diese auch in Zukunft so fest an ihrem Ideal halten, so treu zusammenstehen wie im letzten Jahre, so werden wir bald auch größere Fortschritte zu verzeichnen haben. Berta Riemann.

Jahresbericht der Vertrauenspersonen der Genossinnen von Köln. Das Berichtsjahr war ein gutes. Die Tätigkeit der Genossinnen begann damit, daß die Unterzeichnete zunächst versuchte, unsere Bewegung auf den Landkreis Köln auszudehnen. Das Bestreben hatte Erfolg; es konnten an verschiedenen Orten Vertrauenspersonen ernannt und eine planmäßige Agitation unter den proletarischen Frauen entfaltet werden. Es fanden insgesamt 15 öffentliche Versammlungen statt. Referenten waren die Genossinnen Gilsbach, Bartels, Kasting und Erkes, die Genossinnen Zeise, Gradnauer und Plum. Zur Erörterung gelangten folgende Themata: Bürgerliche und proletarische Frauenbewegung, der preussische Parteitag, das Recht der Frau im heutigen Staate, der Boykott, die Frau im politischen Kampfe der Gegenwart, die Lage der Arbeiter und Arbeiterinnen im 20. Jahrhundert, Kindermord und Frauenfrage. Die Versammlungen waren durchweg gut besucht.

Die Arbeiterinnenvereine Köln und Ralf und der Frauen- und Mädchenbildungsverein Ehrenfeld leisteten ebenfalls ein gut Teil Aufklärungsarbeit. Es wurden Referate über Erziehungsfragen, Volksschulwesen, Wohnungsfrage, über Pflege und Ernährung des Säuglings, Alkoholfrage usw. gehalten. Hand in Hand mit der Agitation durch die Rede ging die durch die Schrift. Unsere Treue hat den Kreis ihrer Leserrinnen weiter ausgedehnt. So stieg die Abonnentenzahl der „Gleichheit“ im Berichtsjahr von 180 auf 470. An Broschüren wurden unentgeltlich verteilt: 1000 Exemplare „Die Schulfrage“ und 500 „Ein Warnungsruß an die Frauen und Mädchen“. Die Kölner Genossinnen ließen sich angelegen sein, auch in andere Gegenden des Rheinlandes Aufklärung unter die Frauen zu tragen; auf ihre Veranlassung unternahm Genossin Gradnauer im Mai 1905 eine Agitationstour an Oberrhein. Es fanden 13 Versammlungen statt: in Köln, Stadt und Land, Aachen, Stadt und Land, Mülheim a. Rh., Stadt und Land, Düren, Oberstein, Kirn und St. Johann. Die Unterzeichnete nutzte diese Gelegenheit aus, um für die Verbreitung der „Gleichheit“ und die Wahl von Vertrauenspersonen zu wirken. Sie ersuchte die örtlichen Vertrauensleute, sich Agitationsnummern der „Gleichheit“ zu beschaffen und Frauen mit der Agitation unter den Proletarierinnen zu betrauen. Wir fanden auf diese Weise Abonnenten für die „Gleichheit“, in Düren und Mülheim wurden Vertrauenspersonen ernannt, an anderen Orten soll dies bei nächster Gelegenheit geschehen. Die Einnahmen der Genossinnen betragen 1068,25 Mk., die Ausgaben 767,41 Mk. Organisiert sind in Bildungsvereinen und Gewerkschaften 350 Frauen, eine Anzahl Genossinnen zählt freiwillige Beiträge an die Vertrauenspersonen. Wenn die Kölner Genossinnen mit Befriedigung auf die erzielten Erfolge zurückblicken, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß sie ruhen können. Nein, im Gegenteil, unsere Fortschritte sollen uns ein Ansporn sein, um im neuen Jahre noch intensiver zu arbeiten, um die uns noch Fernstehenden für unsere Sache zu gewinnen. Mit guter Zuversicht vorwärts und nochmals vorwärts, das ist unsere Lösung. M. Zeise.

Der vierte sozialdemokratische Provinzial-Parteitag für die Provinz Posen fand am 7. Januar 1906 in Bromberg statt. Außer einer Anzahl männlicher Delegierter nahm auch die Zentralvertrauensperson der sozialdemokratischen Frauen Deutschlands, Genossin Baader-Berlin, und drei weibliche Delegierten an ihm teil, zwei aus Bromberg und eine aus Schönlanke. Der Parteitag beschäftigte sich unter anderem auch eingehend mit Fragen, welche die Frauenbewegung angehen. Gleich in der Diskussion, welche dem Bericht der Agitationskommission folgte, wurde seitens der weiblichen Delegierten eine rege Anteilnahme der Genossinnen an der Agitation unter den proletarischen Frauen befürwortet. Es gelangten weiter zwei von den sozialdemokratischen Frauen Brombergs gestellte Anträge zur Beratung und Annahme. Im ersten davon wird es den Parteigenossen zur Pflicht gemacht, nach Kräften für die Gewinnung von weiblichen Beitragszahlern zu sorgen, da auf Grund des § 1 des Statuts der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands jede Person zur Partei gehörig betrachtet wird, die sich zu den Grundsätzen des Parteiprogramms bekennt und die Partei dauernd durch Geldmittel unterstützt. Der zweite Antrag verpflichtet die Parteigenossen, sich die Gewinnung von Leserinnen der „Gleichheit“ angelegen sein zu lassen. Einstimmig gelangte schließlich eine gleichfalls von den Bromberger Genossinnen eingebrachte Resolution zur Annahme. Sie hat folgenden Wortlaut: „Der Parteitag in Bromberg erhebt entschieden Protest gegen die vereinbarungswidrigen Bestimmungen, die den Frauen das politische Vereinsrecht nehmen. Als tief entwürdigend muß die Frau und insbesondere die im werktätigen Leben stehende Proletarierin empfinden, daß man sie als Schaffenskraft und Ausbeutung-

objekt für Unternehmer anerkennt, sie auch, wie den Mann, zu allen Staatslasten, den direkten und indirekten Steuern heranzieht, dagegen in rechtlicher Beziehung um das notwendige Recht der politischen Vereinsfähigkeit betrügt.“ Der Parteitag anerkennt weiter die volle Gleichberechtigung der Frau dem Manne gegenüber und verpflichtet sich, mit allen Mitteln dafür einzutreten, daß die Frau als vollwertige Bürgerin auch vom Staat anerkannt wird. Mit einem dreifachen Hoch auf die völkerebefreiende Sozialdemokratie erfolgte der Schluß des Parteitags. Anna Kemih.

Zu einer Konferenz der sozialistischen Jugendorganisationen Süddeutschlands ladet der Verband junger Arbeiter in Mannheim alle Brudervereine der süddeutschen Staaten, Bayern, Hessen, Württemberg und Baden ein. Die Konferenz soll Sonntag den 11. Februar 1906 in Karlsruhe, Restaurant „Zum kühlen Krug“, mittags 12 1/2 Uhr stattfinden im Anschluß an den Parteitag der badischen Sozialdemokratie. Die provisorische Tagesordnung lautet: 1. Bericht über den Stand der Organisationen. 2. Wie stellen sich die Organisationen zur Schaffung eines Zentralverbandes? 3. Gründung einer Jugendzeitschrift. 4. Beratung der eingelaufenen Anträge. — Das vorbereitende Komitee ersucht die Genossen allerwärts, sofort in ihren Versammlungen zu dieser Konferenz Stellung zu nehmen und dieselbe, wenn irgend möglich, durch Delegierte zu beschicken. Sollte einzelnen Vereinen eine Delegation nicht möglich sein, so sollen dieselben ihre Meinung durch Anträge und Resolutionen zum Ausdruck bringen. Anträge sowie Teilnahmeanmeldungen sind an Genossen Bruno Wagner, Mannheim H 7, 17 IV zu senden.

Politische Rundschau.

Am Jahrestage der Niedermelung Taufender Männer, Frauen und Kinder des russischen Volkes, die weiter nichts vor hatten, als dem Zaren, dem „Landesvater“ nach dem höfischen Sprachgebrauch, ihre Wünsche wegen Neugestaltung des Staatswesens und wegen Besserung der sozialen Lage des Volkes zu unterbreiten. Das Vorhaben dieser Leute war ein politischer Mißgriff, gewiß! Wie konnten sie nach allen den graufigen Erfahrungen des russischen Volkes mit seinem Zaren, mit diesem Zaren insbesondere noch irgendwie hoffen, durch gütliches Zureden nur ein Quentchen Binderung für ihre Not, nur ein einziges Stückchen Staatsbürgerrecht zu erwirken! Aber daß ihr kindliches Zutrauen wurde, das ist ein symptomatischer Vorgang, der als Markstein der russischen Geschichte in allen Zeiten seine Bedeutung behalten wird. Er trennt die Periode des gläubigen Vertrauens der großen Masse des russischen Volkes zum Zarentum von der Periode des vollendeten Mißtrauens, das sich in einer das ganze Reich durchzuckenden revolutionären Bewegung betätigt.

So kann man sagen: das Zarentum selbst hat durch jenen tödlichen Massenmord das geduldige russische Volk in die Revolution hineingetrieben. Der Massenmord vom 22. Januar war der letzte Tropfen, der den Becher der Schmach und Schande zum Überlaufen brachte. Will man den Revolutionsbeginn an ein bestimmtes Datum knüpfen, so beginnt mit dem 22. Januar die russische Revolution.

Begreiflich ist es daher, daß das Massenbewußte Proletariat aller Länder, daß die internationale Sozialdemokratie diesen Gedenktag zu einer allgemeinen Kundgebung gewählt hat, die dazu bestimmt ist, unser aller Teilnahme für die Kämpfe unserer Genossen im russischen Reich und unseren eigenen Bestrebungen kräftigen Ausdruck zu geben.

Für Deutschland, insbesondere für Preußen und Sachsen, war deshalb die Befürwortung einer unserer eigenen dringendsten Forderungen gleichfalls für die Verhandlungen der allgemeinen Versammlungen außerloren. Ein Protest gegen das Dreiklassenwahlrecht sollte eine erneute Bewegung gegen dieses elende und widersinnige parlamentarische System einleiten. Alles das ist im Rahmen der verbrieften staatsbürgerlichen Rechte.

Aber schon die Tatsache an sich, daß in Versammlungen das Volk gegen ein bestehendes Unrecht Protest erheben will in Verbindung mit einer Kundgebung für die russische Revolution, hat der preussischen und sächsischen Regierung einen heillosen Schrecken eingejagt. In Sachsen haben die Hüter des Staatswohls in einzelnen Orten sich angeschickt, die Versammlungen zu verbieten. In Preußen aber ist offenbar dem Fürsten Bülow und seinen Gehilfen die staatsmännische Besinnung völlig in Verwirrung geraten, denn in der offiziellen Presse sind Anfeindungen einer ungewöhnlichen militärischen Machtentfaltung zur Zeit der in Berlin geplanten Versammlungen aufgetaucht, die sich nur aus einer lospflohen Angst vor Putschversuchen erklären lassen. Die ganze Garnison Berlins soll am Sonntag den 21. Januar in den Kasernen konzentriert werden, um etwaige Straßendemonstrationen zu zerstreuen. Es wird sogar gedroht, daß sofort bei Demonstrationsversuchen zur scharfen Waffe gegriffen werden solle.

Zunächst liegt auch nicht der Schatten eines Beweises dafür vor, daß die Sozialdemokratie in Berlin Putsche, also Angriffe auf Personen oder Gebäude plane. Ihre ganze Vergangenheit widerspricht auch einer derartigen Annahme. Es läßt sich deshalb nur annehmen, daß eine Anzahl dunkler Schachmacher den maßgebenden Personen in der Regierung allerhand Schauermärchen erzählt und sie ihnen glaubhaft gemacht haben, um durch die Maßnahmen der Regierung selbst Situationen zu schaffen, aus denen durch Mißverständnisse irgend welcher Art das ersehnte Blutbad provoziert werden könne. Die Sozialdemokratie wird sich natürlich durch keinerlei Drohungen und durch noch so törichte Maß-

regeln der Behörden davon abhalten lassen, das verfassungsmäßig gewährleistete Recht der Versammlung auszuüben. Und wenn diese Zeilen im Druck erschienen sind, wird es sich schon herausgestellt haben, in welcher Weise der Gedankengang der russischen Revolution auch in Deutschland, auch in Berlin die gemeinsame Sache der internationalen Sozialdemokratie gefördert hat. Denn mag die Regierung tun was sie will, eine Förderung unserer Sache wird unbedingt dabei herauskommen. Ihr täppisches Drohen und Eingreifen kann nur dazu beitragen, die Erbitterung im Proletariat zu steigern, uns neue Anhänger zu werben und den Sieg des Sozialismus näher zu bringen.

Wie von völliger Blindheit geblendet hat die Bülow-Regierung uns noch unmittelbar vorher treffliches Material zur Agitation geliefert durch ihre Erklärung zu der Duell-Interpellation. Diese bemerkenswerte Kundgebung lief nämlich darauf hinaus, daß die Regierung keinen Offizier in der Armee dulden könne, der das Duell grundsätzlich ablehnt. Da das Duell aber durch das Strafgesetzbuch mit Strafe bedroht ist, kommt also die Regierungserklärung auf eine feierliche Mißachtung der Gesetze hinaus. Dieselbe Regierung bedroht aber gleichzeitig die Arbeiter mit Ansetzung eines Blutbades, wenn sie weiter nichts als eine angebliche „Störung der öffentlichen Ordnung“ sich zuschulden kommen lassen sollten. So untergraben Bülow und Konsorten selbst das Ansehen des Staates, den sie zu schützen vorgeben. G. L.

Notizenteil.

Frauenstimmrecht.

Die deutsche Sozialdemokratie und das Frauenwahlrecht. In den Flugblättern, Aufrufen, Artikeln, Resolutionen usw., welche dem Kampfe um die Demokratisierung des Wahlrechtes gewidmet sind, wird nachdrücklich das Interesse der Frau am öffentlichen Leben betont und ihr Anspruch auf Mitwirkung an der Gesetzgebung durch Verleihung des aktiven und passiven Wahlrechtes. Der Kampf soll auf der ganzen Linie um ein Wahlrecht für alle großjährigen Staatsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechtes geführt werden. Er gestaltet sich zu einer Kundgebung für das Frauenstimmrecht, wie sie gleich entschieden und allgemein die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen in Deutschland noch nie gewagt haben, wie sie gleich nachdrücklich von ihnen niemals ins Werk gesetzt werden konnte. Wie wir die biederen Damen kennen, werden trotzdem einige ihrer Führerinnen fortfahren, die Sozialdemokratie als unzuverlässige Verfechterin der Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechtes zu verleumden und als einzig bewährte, konsequente Vorkämpfer für Frauenrechte die — Liberalen und Freisinnigen zu preisen.

Für das Frauenwahlrecht treten die deutschen Genossinnen augenblicklich mit aller Energie ein, getreu ihrer grundsätzlichen und taktischen Auffassung, wie sie in der bekannten Resolution des Dresdener Parteitag's niedergelegt ist und von Genossin Jettin begründet wurde. Genossin Baader hat in einem Rundschreiben alle Parteioorganisationen und Parteiblätter in Preußen aufgefordert, in dem Kampfe gegen das Dreiklassenwahlrecht mit den übrigen nötigen Reformen zusammen auch das Frauenwahlrecht nachdrücklich zu verlangen und Männer wie Frauen zum gemeinsamen Kampfe um gleiches Recht aufzurufen. Ebenso hat sie sich in einem Zirkular an alle Vertrauenspersonen der Genossinnen in Preußen gewendet, sie auf die Bedeutung des eingeleiteten Kampfes und ihre doppelte Aufgabe aufmerksam gemacht, für die gehäufte Würdigung des Bürgerrechtes der Frauen zu sorgen und die Proletarierinnen zu registrierter Beteiligung am Kampfe zu veranlassen. Es heißt in bezug darauf: „Es ist nicht nur Pflicht der Männer, sondern diesmal ganz besonders auch der Frauen, an jeder Demonstration, die dazu bestimmt ist, unseren Forderungen Nachdruck zu verschaffen, regen Anteil zu nehmen. Besonders an dem Tage der Protestversammlung muß sich jede Frau von den Alltagsorgen des Kochherdes, von den gewohnten Pflichten des Hausmütterchens befreien und mit dem Manne die Protestversammlung besuchen. Es muß den Frauen eingeschärft werden, daß jede, die zu Hause bleibt, sich mitschuldig macht, wenn die gegenwärtigen Zustände länger bestehen bleiben. Nur dringende Kinderpflege kann die Mutter zurückhalten. Kochherd und Kleiderkasten haben an diesem Tage kein Anrecht an die Frau. Sie hat zu beweisen, daß sie nicht nur Hausflavin ist, sondern es versteht, wenn es gilt, vorenthalte Rechte für die gesamte unterdrückte Klasse zum Segen der gesamten Menschheit zu fordern.“

In Hamburg, wo am 5. Januar imposante Protestkundgebungen gegen den geplanten Wahlrechtsraub stattfanden, bei denen die Frauen nicht fehlten, begründeten die Genossinnen Jieß, Steinbach und Fahrenwald unter begeisteter Zustimmung die Forderung des Frauenwahlrechtes und riefen die Proletarierinnen zum Kampfe für das Menschen- und Bürgerrecht aller Ausgebeuteten und Unterdrückten auf.

Bereinsrecht der Frauen.

Das Vereins-, Versammlungs- und Koalitionsrecht betreffend, liegen dem Reichstag eine Reihe von Anträgen vor, welche den Frauen entweder volles Bürgerrecht zusichern oder wenigstens die jetzige Minderberechtigung etwas korrigieren wollen.

Der sozialdemokratische Antrag lautet: § 1. Die Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechtes haben das Recht, sich zu versammeln. Zur Veranstaltung und Abhaltung von Versammlungen bedarf es weder einer Anmeldung

bei einer Behörde, noch einer Erlaubnis durch eine Behörde. Versammlungen und Umzüge, die auf öffentlichen Straßen und Plätzen stattfinden, sind spätestens sechs Stunden vor ihrem Beginn durch den Veranstalter oder Einberufer bei der mit der Ordnung des öffentlichen Verkehrs betrauten Ortsbehörde anzuzeigen. § 2. Die Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechtes haben das Recht, Vereine zu bilden. § 3. Alle den vorstehenden Bestimmungen widersprechenden Gesetze und Verordnungen einschließlich derer, welche die Verabredung und Vereinigung zum Behufe der Erlangung günstigerer Lohn- und Beschäftigungsbedingungen hindern, unterjagen oder unter Strafe stellen, sind aufgehoben. § 4. Wer die Ausübung der in vorstehenden Paragraphen gewährleisteten Rechte hindert oder zu hindern versucht, wird mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft, sofern nach dem allgemeinen Strafgesetze nicht eine härtere Strafe eintritt. § 5. Die landesgesetzlichen Bestimmungen über das Versammlungs- und Vereinsrecht sind aufgehoben. Das Gesetz soll am Tage seiner Verkündung in Kraft treten.

Außer der Sozialdemokratie haben zur Reform des Vereins- und Versammlungsrechts noch Anträge eingebracht: das Zentrum, die Nationalliberalen, die Polen, die Freisinnigen und die Antisemiten. Nur der Antrag der Polen ist nach jeder Richtung hin so weitgehend wie der Antrag der Sozialdemokratie, denn er fordert das Recht, sich zu versammeln und Vereine zu bilden für alle Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechtes und ohne irgend welche Beschränkungen. Ganz erbärmlich ist der Antrag der Nationalliberalen. Sie ersuchen die verbündeten Regierungen um einen Gesetzentwurf, welcher das Vereins- und Versammlungsrecht für alle Bundesstaaten einheitlich ordnet. Kein Sterbenswörtchen davon, daß das Recht auch freihetlich geregelt werden müsse, und zwar für Frauen wie für Männer. Die Nationalliberalen überlassen es mit beschränktem Untertanenverstand den stöckreaktionären Regierungen, eine Rute für das ganze Reich zu binden, die nach den gleichen Grundsätzen einheitlich das deutsche Proletariat streicht. Recht ärmlich ist auch der Antrag der Antisemiten. Das Reichsamt des Innern soll Maßnahmen der Bundesregierungen herbeiführen, wodurch die allen Reichsangehörigen durch Landesgesetze und den § 17 des Reichswahlgesetzes gewährleistete Versammlungsfreiheit wirksam vor gewaltsamen Störungen geschützt ist. Die Herren Antisemiten wollen also alle Rechtlosigkeit weiter bestehen lassen, welche Landesgesetze über das weibliche Geschlecht verhängen, davon abgesehen, daß ihr übriges Verlangen ganz nichtsagend ist. Das Zentrum fordert von den Regierungen einen Gesetzentwurf, „welcher die öffentlich rechtliche Seite des Vereinswesens in freihetlichem Sinne regelt und hierbei insbesondere auch den Frauen die Teilnahme an sozialpolitischen Bestrebungen in Vereinen und Versammlungen unter Aufhebung der bestehenden landesrechtlichen Einschränkungen gestattet“. Das Zentrum will also nach wie vor die Frauen auf dem Gebiete des eigentlichen politischen Lebens rechtlos lassen. Wer außerdem den auslegungsfreudigen Eifer unserer Behörden kennt, der weiß auch im voraus, daß der Kautschuk der „sozialpolitischen Bestrebungen“ ganz vortrefflich jeder reaktionären Praxis des Vereins- und Versammlungsrechts den Proletarierinnen gegenüber dienen könnte. Volles Vereins- und Versammlungsrecht beantragen die Freisinnigen. Nach ihnen sollen alle landesgesetzlichen Beschränkungen des Vereinsrechts für Frauen durch Reichsgesetz beseitigt werden. So frauenfreundlich ihr Antrag aussieht, würde er den Proletarierinnen doch noch nicht den tatsächlichen Genuß des gewährleisteten Rechtes sichern. Er fordert ja nicht die Beseitigung all der Beschränkungen, mit denen landesgesetzliche Vorschriften die Versammlungs- und Vereinsfreiheit überhaupt bedrohen.

So wenig die meisten bürgerlichen Anträge dem Interesse der proletarischen Frauenwelt entsprechen, so sind sie doch charakteristische Anzeichen, daß die Unhaltbarkeit des heutigen Vereins- und Versammlungsrechts in immer größeren Kreisen empfunden wird.

Sozialistische Frauenbewegung im Ausland.

Über die Beteiligung der russischen Proletarierinnen an den Moskauer Straßenkämpfen enthalten Tageblätter eines Revolutionärs interessante Mitteilungen, welche die „Leipziger Volkszeitung“ veröffentlicht. Unter dem lebendigen Eindruck des Erlebten schreibt der Barrikadenkämpfer: „In den Straßen fallen Freiheitskämpfer fast fortwährend, und doch zählt jetzt unsere Miliz mehr Mitglieder als wie vor vier Tagen. Durch ihren Mut und Selbstaufopferung zeichnen sich die proletarischen Frauen aus — sie stehen an der Seite ihrer Männer und Brüder und tun gleich ihnen Dienst. Sie sind geradezu unermüdet — sie helfen Bäume fällen, Telegraphenstangen stürzen, Plakatschulen zerstören, um auf diese Weise Material für die Barrikaden zu schaffen. An der Seite der Genossen sind die Genossinnen beim Barrikadenbau und an ihrer Seite sind sie auch bei deren Verteidigung. Die russische Proletarierin hat ihre Feuerprobe bestanden; sie kann stolz darauf sein.“ Durch besonderen Heldenmut zeichnete sich gleich in den ersten Tagen der Freiheitskämpfe ein vierzehnjähriges Mädchen aus, das unter fortwährendem Stugelregen den Verwundeten Hilfe leistete. Die russischen Frauen sind jederzeit leuchtende Vorbilder revolutionärer Kampfeskünder gewesen, Heldinnen und Märtyrerinnen zugleich. Dafür sind sie ja und je von der bürgerlichen Presse geschmäht und verleumdet worden, und die bürgerliche Frauenrechtler hat dazu geschwiegen. Das kämpfende Proletariat dagegen nennt sie an erster Stelle, wenn es derer gedenkt, welche die Gleichwertigkeit des weiblichen Geschlechtes im Kampfe für Volksglück, für die Befreiung der ganzen Menschheit bewiesen haben.

Dienstbotenfrage.

Dienstbotenverhältnisse in Australien. Die Hebung der industriellen Arbeiterklasse, ihr gesetzlicher Schutz, ihr gesteigertes Selbstbewußtsein wirkt auch auf die Lage und auf die soziale Stellung derjenigen Arbeiterschichten zurück, die eines Schutzes nicht teilhaftig werden. Je gedrückter, je unselbständiger das gewerbliche Proletariat ist, desto verflatterter ist die übrige Arbeiterschaft, so neben dem ländlichen Proletariat das Gesinde. Wir sehen dies deutlich bei dem Vergleich zwischen Indien und den Vereinigten Staaten von Amerika, der Zusammenhang wurde kürzlich dadurch beleuchtet, daß in der gegenwärtigen revolutionären Bewegung in Rußland das Erwachen des russischen Industrieproletariats sofort auf das Gesinde nachwirkte. So ist es auch erklärlich, daß Australien mit seiner besten Arbeiterschutzesgesetzgebung, mit seinen erfolgreichen gewerkschaftlichen Organisationen das entwickeltste und selbstbewußteste Gesinde besitzt. Man hat Australien das Paradies der Dienstboten genannt! Interessant ist, was ein französischer Beobachter, Métin, in einem Bericht an das französische Handelsministerium über die soziale Gesetzgebung Australiens und Neuseelands und über das Gesinde mitzuteilen weiß.

Am weitesten ist die Arbeiterschutzesgesetzgebung vorgeritten in den australischen Kolonien, man könnte besser sagen Einzelstaaten, Viktoria und Neuseeland. Aber auch dort fehlen spezielle Arbeiterschutzesgesetze für das Gesinde, wenn auch dasselbe nicht vollständig außerhalb des Bereichs dieser Gesetzgebung gestellt ist, da die Gesindevermittlungsbureaus staatlicher Kontrolle unterstehen. Die weiblichen Dienstboten Neuseelands forderten ein Spezialgesetz zu ihrem Schutze und sandten zu diesem Zwecke eine Deputation an den Ministerpräsidenten, der die Abgeordneten freundlich anhörte, ohne ihnen aber ein bestimmtes Versprechen zu geben. Mit Ausnahme von höchstens einigen Teilen der Vereinigten Staaten ist die Lage der Dienstboten in Australien die beste. Das Angebot zum häuslichen Dienste ist geringer als die Nachfrage, weil seit Aufhebung der staatlichen Unterstützung der Einwanderungsbureaus und des Aufhörens der Freifahrten viele junge Mädchen der häuslichen Arbeit die Fabrikarbeit oder die Tätigkeit in Kaufmannsgeschäften vorziehen. Die Dienstboten in Australien erhalten verhältnismäßig gute Löhne, freie Verfügung über ihre Mußezeit, über die Abende und den Sonntagnachmittag. Das hat auch auf die Sitten der begüterten Schichten eingewirkt. In ganz Australien ist selbst in den reichsten Familien am Sonntagabend das kalte Abendbrot die allgemeine Regel, und es besteht ein Gefühl der gesellschaftlichen Gleichberechtigung zwischen „Herrschaft“ und dem Gesinde. Die Dienstboten werden, nicht im patriarchalischen Sinne, wie Glieder der Familie behandelt. Sind sie mit ihrer Arbeit fertig, so verkehren sie in den Räumen der Familie mit dieser und deren Freunden, dort lesen sie ihre Zeitung, dort benutzen sie das Klavier, alles Dinge, die auch den ausgedehnten Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft bei uns als „revolutionär“ erscheinen würden. In Wellington wird das Wort Dienerin oder Dienstmädchen immer mehr verdrängt durch das Wort Hilfsdame (lady help). In Neuseeland muß den Dienstboten außer dem Sonntag und den freien Abenden auch ein freier Nachmittag bewilligt werden.

Die Höhe der Löhne und die anerkannten Ansprüche der Dienstboten haben eine große Anzahl Familien, die unter unseren Verhältnissen Gesinde halten würden, gezwungen, zu einfacheren Lebensgewohnheiten und zu demokratischeren Sitten überzugehen. Gaushaltungen im Stile der reicheren europäischen Familien findet man in Australien außer bei dem Gouverneur und bei einigen wenigen besonders begüterten Personen überhaupt nicht mehr.

Die erfreuliche Rückwirkung der australischen Arbeiterbewegung auf das Gesinde ist unverkennbar. Mit dem gesteigerten Selbstgefühl und mit der zu erlösenden besseren sozialen Lage unserer Industriearbeiterschaft muß auch die Lage des Gesindes und der Landarbeiterschaft in Deutschland gehoben werden. Damit dies geschieht, ist natürlich nötig, daß die Dienstboten selbst sich rühren! a. br.

Quittung.

Für den Agitationsfonds gingen bei der Unterzeichnung für November und Dezember ein aus: Kendsburg durch Genossin Pittad 21,80 M., Meerane durch Genossin Fiedler 20 M., Frankfurt a. M. von Genossin Järth 5 M., Bant (Döbenburg) durch Genossin Buchardt 10 M., Berlin, Ubersuß von einer Kranzspende durch Genossin Baucke 10 M., Barmen durch Genossin Ler 20,81 M., Wittenberge durch Genossin Hernowsky 16,20 M., von Genossinnen des Kreises Nieder-Barnim 80 M., aus Mähtheim a. Ruhr durch Genossin Peters 14,35 M., Bielefeld durch Genossin Jenker 50 M., Solingen durch Genossin Caspers 5 M., Augsburg durch Genossin Greisenberg 25 M., Wandersbeck von Genossin Poggenberg durch Genossin Baumann-Altona 4,70 M., Schönlanke durch Genossin Lenk 7,60 M., von den Frauen und Mädchen aus Eving durch Genossin M. Dorff 5 M., aus Ehrenbreitstein durch Genossin Kemmer 10 M., Kreis Solingen durch Genossin Caspers 7,50 M., Rön-Poll durch Genossin Klein 10 M., Kendsburg durch Genossin Pittad 3 M., Spandau durch Genossin Hanert 10 M., Oberschlema durch Genossin Müller 8 M., Karlsruhe von Genossin L. D. 10 M., Rön-Kalk durch Genossin Bacher 10 M., Bromberg durch Genossin Söbke 5 M. Summa: 318,96 M.

Dankend quittiert:

Otilie Baader, Berlin S 53, Blücherstr. 49, Hof 11, Vertrauensperson der sozialdemokratischen Frauen Deutschlands.

Lebewohl!

Ein Schlußkapitel von Wilhelm Holzamer.

Sie hatte eben den Brief empfangen und trat ans Fenster. Sie öffnete es und sah hinaus. Eine Weile stand sie still und ließ sich von dem Aprilsturm anwehen und lauschte seinem Rauschen im Walde drunten und sah den Bäumen zu, die sich schüttelten und bäumten und immer wieder gegen ihn ansprangen.

Es war ihr heiß, und der frische lustige Wind tat ihr wohl. Sie faßte mit der Rechten in den dunkelgrünen Efeu, der das Fenster umrahmte, und beugte sich weiter hinaus. Sie sah die Sonne, die in den Abend sank, und ein schräger Strahl fiel auf sie und glitzerte in ihrem goldenen Haar. Eine kleine Weile ließ sie sich von der lächelnden Aprilsonne so beschmeimen. Ihre Augen glänzten, zart wie Perlmutter, ohne bestimmten Ausdruck. Denn in ihrer Seele war eine Ungewißheit. Sie begriff es nicht. Was war es nur?

Sie stand an den Rahmen des Fensters gelehnt.

Was war's nur? Wie hatte sie sich sonst gefreut, wenn er ihr geschrieben hatte! Wie hastig hatte sie seine Briefe immer aufgerissen, ungeduldig gelesen, und wie war sie stets froh gewesen, wenn auch der Inhalt traurig gewesen war, denn er schrieb immer so traurige, schwer-mühtige Briefe. Aber er schrieb so selten, und dann, wie traurig sie auch sein mochten, sie waren doch von ihm, diese Briefe, diese seufzenden, klagenden, schreienden Briefe aus einer matten, wunden, selbstlosen Seele.

Und heute hielt sie seinen Brief noch unerbrochen in der Hand. Was war's nur?

Sie betrachtete ihn. Es war nichts Auffälliges daran. Es war seine Schrift, seine große, breite Schrift, fest, ohne Zittern, ohne Besinnen, ohne Angstlichkeit, in raschem freiem Zuge. Und das war sein Siegel, so wie er's immer ausdrückte, ganz klar und bestimmt, fast gewissenhaft, daß an der Zeichnung des Monogramms nichts verdorben sei. Ja, so war's bei ihm, Sorglosigkeit und pedantische Gewissenhaftigkeit lagen dicht beieinander bei ihm. Er war überhaupt ein Mensch aus Extremen. Er hatte nur momentane Kraft, es war kein dauernder, stetiger Kraftstrom in ihm. Er war auch keine freie Natur, trotz all seiner Freiheiten. Er stand ganz nahe der Philistergrenze, er war vielleicht ein Philister sogar. Aus Gewissen-zartheit, aus der Subtilität seines Empfindens, aus einem menschlich sehr lobenswerten, persönlich aber schwächlichen „tout comprendre“.

Puh, sie lächelte. Wie war ihr doch! Sie sezierte ihn ja. Und sie liebte ihn doch, so wie er war, mit all seinen Widersprüchen und Unebenheiten.

Wieder sah sie zum Fenster hinaus und träumte in die Landschaft. Das also ist der Frühling! Über Nacht, über Tag, und gleich die Herrschaft in Prunk und Herrlichkeit! Das ist der Frühling im Aprilsturm, im Walde-rauschen. Duftete nicht Daphne heraus aus dem Gebüsch, floß nicht Weichenduft in der Luft! Sie zog den Atem ein. Die Tannen haben grüne Spitzen, die Lärchen ihre grünen Nadeln hübsch auf den haarzarten Zweigen aufgereiht; bald ist der Wald grün, und nicht nur der Buch-fenk, der Prolet unter den Finken, lockt sein Weibchen, auch die anderen sind da, die Amseln und Drosseln, die Grasmücken und Lerchen. Das ist der Frühling. Er macht weit, was eng war, er treibt heraus zum Leben, was schlummerte, er erweckt, was sich die Lebenskraft bewahrt hat. Denn keine Kraft des Lebens darf verloren gehen. Was wert ist zu leben, das lebt!

Das lebt! Sie jubelt innerlich! Sie sieht über die Ebene hin, auf der der Glanz der sinkenden Sonne liegt. Sie ist viel weiter heut, die Ebene, und man fühlt die Welt hinter ihr, die weite, weite Welt, die noch hinter ihr liegt.

Wertwärdig, daß der Fluß noch so still geblieben. Sie steht hinunter, wo er sich zwischen den Bergen durchwindet, sie sieht, wo er in die Ebene tritt. Da schwimmt eben das Abendrot in ihm. Ganz zart und dünn und blaß und durchsichtig, und das Wasser ist noch so sanft. Aber bald, wenn die Bäche im Gebirge losgehen, dann braust's und rauscht's und schäumt's, es springt zum Ufer hinauf und ist so wild und unbändig.

O, die Nächte dann! Dann wird sie wieder nicht schlafen. Sie wird auf das Rauschen des Flusses hören und träumen, es sei das Meer, das weite, weite, tosende Meer, dem ihre Jugend gehörte, — es sei ihre Jugend, in der Kraft und Ungebrosenheit ihrer sechzehn, achtzehn, zwanzig Jahre, in ihrer Blüte, in ihrer Freudigkeit, in ihrem heißen Willen.

Aber das wird rasch vorbei sein. Eine Nacht und ein Tag, noch eine Nacht und noch ein Tag, — dann still, — und nach Tagen und Tagen und Nächten und Nächten noch einmal ein Brausen und Aufbäumen, — und dann für immer still, still und milde, ergeben und gelassen.

Sie träumt.

Das Abendrot hängt überm Walde, über den Bergen, fließt über den Himmel, schwimmt im Flusse. Es ist wie Morgenrot so zart. Und der Wind harft Lebenslieder.

Sie betrachtete den Brief. Ist's nicht, als liege auch der rote Sonnenglanz auf dem weißen Papier, wie sie ihn nun hebt? —

Sie greift ins Haar, nimmt eine Nadel und öffnet ihn.

Sie ist ganz blaß geworden vor Spannung. Sie bezwingt sich, ganz ruhig zu bleiben. Die Rechte drückt sie gegen ihre Brust. Ganz langsam will sie lesen, Wort für Wort, langsam, ohne Hast.

Er könne es nicht tragen durch sein Leben. Er ver-stehe die Schmerzen der Menschen zu gut, um einen Schmerz zuzufügen zu können. Sie möge sagen, die Kraft fehle ihm. Ja, sie fehle ihm. Sie möge ihn verachten. Er wisse, was er verliere: sich selbst. Aber er wolle das Opfer sein. Er wolle sich hingeben, daß andere ihren Frieden haben möchten. In seinen Briefen stehe es, was sie ihm gewesen sei, in seinen Werken, was sie ihm gegeben habe. Er könne nicht danken, er empfinde das als eine Noheit, — er könne es nur immer wiederholen. Aber er werde wahnsinnig, er sei an der Grenze, — er könne nicht geben, weil er damit nehmen müsse. Er wolle lieber untergehen. Wie? Geistig nur, körperlich auch, — das sei gleich. Das mache das Leben schon von selbst. Er verdämmere und verklümmere dann wenigstens ruhigen Gewissens. Und nun danke er ihr doch. Was könne er denn mehr tun? Danken, — was habe er denn noch zu geben als seinen Dank. Der bleibe, solange er lebe. Aber er müsse ihr Lebewohl sagen. Er müsse, müsse, müsse! Er unterliege der Macht der Verhältnisse, er fordere nichts mehr, nicht von sich, nicht von anderen, er gehe still im Joche seiner Pflicht, zu Recht und Gerechtigkeit der Menschen. —

Die Hände sinken ihr. Sie zittert, sie seufzt, sie atmet schwer! Lebewohl! — haucht sie mechanisch die Wiederholung seines Wortes. Ihr Auge ist starr. Im Flusse schwimmt das Abendrot, es ist tief und schwer wie Blut. Es ist stumpf und ohne Glanz.

Ein Windstoß reißt ihr das Kuvert aus der Hand. Sie will ihm nachgreifen, — der Brief entfliegt ihr dabei.

Aber sie kann nicht schreien, sie starrt nur hinaus in die Landschaft, in der sie die Schauer des Sterbens fühlt. Erst fliegt das Papier ein wenig höher, dann treibt's der Wind weiter, es sinkt, sinkt, sinkt. — Es hängt in der fahlen Krone einer Birke, — ein Windstoß faßt es auf, jagt's ein wenig in die Höhe, treibt's weiter, und nun sinkt's und sinkt's und sinkt's immer mehr, — sie starrt und starrt — und sieht seinen Brief in der aufgewirbelten Luft wirbeln und hinabsinken, bis ihn die blutigen Wellen des Flusses fassen und verschlingen. —

Der Wind heult auf. Sie will schreien. Sie kann nicht. Stumm sieht sie am Fenster. Der Abend verhüllt die Welt. Der Wind hat Wolken aufgejagt, graue, drohende Wolken, der Himmel ist verhängt. Man ist wie in einem Sack.

Sie atmet schwer. Sie hat einen Alp auf der Brust. Wenn sie nur schreien könnte! Noch einmal seht sie an „Lebewohl!“ Es gelang, aber es war dumpf, heißer, — es war wie ein Nöcheln.

Der Abend hat die Erde umfassen, aber er ist ohne Trost.

Der Schrei der Plage.

Von William Morris.

Ich hörte sie sagen: Laß hoffen und klagen,
Es wird doch immer dasselbe sein!
So heute wie morgen bringt Kummer und Sorgen,
Bringt endlose Sorgen und trostlose Pein!

Als die Welt noch jünger, in Qual und Hunger,
Die Hoffnung, sie stählte uns Herz und Arm.
Da führten Gelehrte, in Worten bewährte,
Uns gegen das Unrecht und gegen den Harm.

Lies in den Geschichten und Ruhmesgedichten
Die Namen der Großen, wie sich's gebührt;
Dann sieh, wie wir werben und langsam versterben,
Inmitten der Freiheit, zu der sie geführt!

Wo geschwind und geschwinder der eiserne Schinder,
Den wir geschaffen, das Werkzeug treibt;
Heißt uns Schätze ergründen und kurzweil erfinden
Für andre, daß uns nichts übrig bleibt.

In elenden Kammern verklümmert wir jammern,
Was wissen wir, ob die Welt ist schön!
Wir müssen uns scheuen, unsrer Brut uns zu freuen,
Sie wird, gleich uns ja, zugrunde gehn.

Kein Gott läßt sich rühren; wer soll uns nun führen
Herans aus der Hölle, die uns umloht?
Wir sehen nur Lügner, Vetrogner, Petrüger,
Die Großen sind klein und die Weisen sind tot.

Ich hörte sie sagen: Laß hoffen und klagen,
Die scherende Klinge verschont nicht das Schaf;
Sind wir denn nicht stärker als all unsre Kerker,
Sobald die Erkenntnis uns schüttelt vom Schlaf?

Komm, uns zu verbinden, die Stunden entschwinden,
Und Rettung liegt nur in mir und in dir!
Die Hoffnung belebt uns und Licht umschwebt uns,
In fliegender Klarheit marschieren wir!

Laß ältere Herzen nur lachen und scherzen
Mit flüchtiger Lust von der Furcht vergällt;
Indes wir erglühend und Leben versprühend
Dem Kampfe uns weihn für die neue Welt!

Komm, uns zu verbinden, eh' Stunden entschwinden,
Die Sturmsaat fliegt über den Erdenball!
Die Welt erzittert, von ihr erschüttert,
Und Freude nur bringt sie für uns all!

Das soziale Gewissen.

Von Robert Michels.

Geheimrat Schwarzkopff ist ein sehr gebildeter Mensch, und, was mehr sagen will, er ist im Besitz eines echten „sozialen Gewissens“. Er weiß, wie die heutige Gesellschaftsordnung Lasten und Rechte ungleich auf die einzelnen Klassen verteilt. Er besitzt ein tiefes inniges Mitleid mit allen Hungernden und Darbenden und kennt die vielgeschmähte Volksseele im tiefinnersten Grunde. Von allen Freunden und Bekannten wird er als ein Mann, welcher die soziale Frage wohl zu lösen imstande wäre, wenn er nur die nötige Macht dazu in Händen hätte, hochgeehrt und tief bewundert.

Eines Abends geht Geheimrat Schwarzkopff von der Weinstube, allwo er sich von des Tages Nichtstun auszuruhen pflegt, zu Fuß nach Hause, als er unterwegs von einer in Lumpen gehüllten Gestalt angerebet wird. Zunächst schaut er gar nicht hin, denn es ist für einen mit einem „sozialen Gewissen“ begnadeten Menschen immer sehr peinlich, an das Vorhandensein sozialen Elends handgreiflich gemahnt zu werden. Er hörte auch nicht hin, denn wer ein „soziales Gewissen“ hat, besitzt auch ein soziales Gehör, und ein solches ist ebenfalls nicht allezeit für Geschichten sozialen Elends aufnahmefähig. Als aber die in Lumpen gehüllte Gestalt nicht aufhörte, ihn zu verfolgen und auf ihn einzusprechen, da übermannte seine wachsende Neugier das anfängliche Grauen. Er schaute hin und sah ein unfählich verhärmtes Kinder Gesicht aus schwärzlichgrauen Frauenkleidern heraus-schauen und eine abgekehrte Hand ihm entgegenstrecken. In dieser Hand aber befanden sich Streichhölzer, welche das arme Mädchen mit gleichzeitigem Vorjammern ihres ganzen häuslichen Elends feilbot. Geheimrat Schwarzkopff ging jetzt aus seiner Reserve heraus. Er winkte schweigend, aber sehr energisch ab. Mochte das Mädchen seiner Wege gehen und einen anderen anbetteln. Erstens empfand sein zartbesaitetes soziales Gewissen zu viel Weh bei Berührung mit dem Elend der unteren Volksklassen, und zweitens konnte er Streichhölzer beim besten Willen nicht gebrauchen, denn... Also tat es ihm sehr leid! —

Aber das Kind ließ nicht nach. Es hatte noch nicht viel Schachteln verkauft und mußte doch wenigstens einige Groschen mit nach Hause bringen. Der Eltern Verdienst reichte sowieso zur Ernährung der vielen kleinen Geschwister nicht aus. Sie bettelte weiter.

Geheimrat Schwarzkopff war außer sich. Nicht daß er das Nachlaufen des Mädchens als Zudringlichkeit empfunden hätte. Dazu war er sozial viel zu sehr eingeweiht und schätzte die Beweggründe des armen Mädchens ganz richtig ein. Aber er sah in dieser Hartnäckigkeit des Proletariatskindes eine soziale Gefahr der Zukunft, welche durch die, wie er selbst sehr wohl empfand, roh und grausam scheinende Abweisung nicht gerade gemildert wurde. Also war er schuld, wenn die Klassengegensätze sich noch mehr zuspitzen, er, wenn das Herz dieses jungen Kindes sich in Haß verhärtete. Das dürfte sein so ausgeprägtes soziales Gewissen nicht dulden. Mißverständnisse dürften zwischen ihm und diesem armen Kind nicht aufkommen. Rasch entschlossen wandte sich Geheimrat Schwarzkopff zu dem immer noch neben ihm daherlaufenden Mädchen und schaute ihm dabei durch seine blauen Brillengläser hindurch tief in die rotumranderten Augen und dann, so wohlwollend, wie nur je ein Lehrer zu einem etwas unbegabten Schüler, sprach er mit tiefster Stimme: „Liedes Kind, du mußt wissen, wir haben zu Hause elektrisches Licht.“ — — —

Stolz ging er weiter. Die Kleine war verschwunden. Geheimrat Schwarzkopff aber glaubte, dem „Klassenhaß“ die Spitze abgebrochen zu haben. —

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Flora Zeffin (Bundel), Wilhelmshöhe
Post Zegerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.